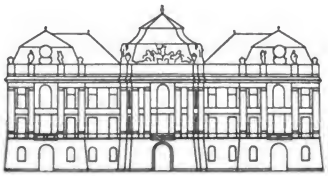
13. N. 255.

MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

73.M.255

73. III. 255.

Erzählungen

und belehrende

Unterhaltungen

aus der

Länder- und Völkerkunde, aus der Naturgeschichte, Physik und Technologie.

Ein Geschenk für die Jugend.

Von

Leopold Chimani.

Mit vier Kupfern.

Zweyte verbesserte und sehr vermehrte Auflage.

Wien, 1816.

Im Verlage bey Anton Doll.

Vorrede.

zur ersten Auflage.

Der Titel dieser Schrift zeigt die Tendenz derselben an. Ich habe Kinder vor Augen, die schon über eilf Jahre alt sind, und die Kenntnisse dieses Alters inne haben. Dieses sage ich in Rücksicht der Sprache und der Wahl der Gegenstände. Ich wünsche Kindern dieses Alters Lust zur Naturlehre, zur Länder- und Völkerkunde, zur Naturgeschichte und zur Technologie durch diese Schrift einzuflößen, und zugleich durch die Geschichten die Leselust der Jugend mehr zu reitzen. Sind

diese Aufsätze, von denen viele original, andere aus guten Schriften entlehnt, und nach meinem Zwecke umgearbeitet sind, nach dem Urtheile bewährter Richter hierzu geeignet, so fühle ich mich für meine Arbeit belohnt, und ich werde die Idee, die ich schon lange habe, realisiren, und eine Lese-Bibliothek für die Jugend schreiben, in welcher obengenannte Gegenstände hauptsächlich bearbeitet werden sollen.*)

Wien am 20. November 1808.

Der Verfasser.

*) Durch die Herausgabe des Vaterländischen Jugendfreundes (Wien 1814 bey Anton Doll,) und der Vaterländischen Unterhaltungen VI. Th. (Wien 1815 bey Anton Doll,) habe ich dieses mein Versprechen erfüllet.

Vorrede

zur zweyten Auflage.

Jugendfreunde und gelehrte Zeitschriften haben kein ungünstiges Urtheil über diese Schrift gefällt. Diese Nachsicht suchte ich bey der zweyten Auflage dadurch mehr zu verdienen, daß ich überall, wo ich es nöthig fand, Verbesserungen anbrachte, und Zusätze beyfügte. Daher kann ich sie mit Recht eine verbesserte Ausgabe nennen.

Von der Erzählung: Der gebesserte Räuber, angefangen, sind die folgenden Lesestücke neu dazu gekommen, und ich glaube, daß diese Vermehrung des Inhaltes meinen geehrten Lesern willkommen seyn wird.

Ich wünsche dieser Auflage eben die gute Aufnahme, deren sich die erste erfreuet hat, und ich werde das Zutrauen, welches man dieser meiner Schrift schenkt, als eine Aufmunterung ansehen, noch länger die von meinen Berufsgeschäften freye Zeit zur Belehrung und Unterhaltung der mir so theuern Jugend zu verwenden. Gebe der Himmel, daß ich ihr noch länger nützlich seyn kann!

Wien am 26. März 1815.

Der Verfasser.

Der bestrafte Undank.

Thomas Jackson war der Sohn eines reichen Kaufmannes in London. Er hatte Anlage und Fleiß, und machte in den Wissenschaften seines Alters und Standes so gute Fortschritte, daß Lehrer und Aeltern mit ihm sehr wohl zufrieden waren.

Aber einen Fehler äußerte er, der seinen Aeltern oft Herzenleid machte. Er hatte eine rauhe Gemüthsart und war für Mitleid nicht empfänglich. Er zeigte nirgends ein empfindsames Herz, aber oft Schadenfreude. Er neckte gern Thiere und Menschen. Die Hunde und Katzen zog er, als er noch ein kleiner Knabe war, bey den Ohren und dem Schwanze, und lachte, wenn sie kläglich schrien. Wo er einem Thiere einen Hieb oder Wurf versetzen konnte, da that er es mit Lust. Die Vögel rupfte er lebendig, den Fliegen und Käfern riß er die Füße, einen nach dem an-

dern aus, und quälte sie zu todt. Wo er seinem Bruder und seiner Schwester einen Bubenstreich spielen konnte, da that er es gewiß, und lachte, wenn diese weinten. Konnte er von diesen oder von seinen Mitschülern einen Fehler auffinden, so zeigte er ihn bey den Aeltern oder Lehrern an, und hatte heimlich eine herzliche Freude, wenn diese derb ausgezankt oder gestraft wurden. Die Armen wies er hartherzig ab, und nie konnte ein Unglücklicher Almosen von seinem Taschengelde erhalten. Mit den Dienstleuten ging er hart um, und half ihnen zu einem Verweise, wo er konnte. Bey Schlägereyen und Raufhändeln fand er sich gern ein, und suchte Gelegenheit und Veranlassung dazu. Die Schlachtbank des Metzgers war für ihn ein Belustigungsort, und wenn ein Soldat mit dem Stocke oder mit Gassenlaufen abgestraft wurde, so mußte er dabey seyn. Seine Aeltern merkten zwar diese Fehler oft an ihm, und verwiesen ihm dieselben; aber meistens wußte er sich so zu beschönigen, als ob er noch so weichherzig und mitleidig wäre.

So wuchs nun Thomas Jackson heran. Er wurde geschickt, aber hartherzig und fast grausam. Sein Vater fing nun an, mit ihm ernster zu werden, und machte ihm oft die bittersten Vorwürfe. Um nicht mehr unter der strengen Aufsicht seines Vaters zu stehen, entschloß sich Thomas

Jackson in seinem siebenzehnten Jahre, mit einem Schiffe, welches man eben ausrüstete, nach West-Indien zu gehen, und bath seinen Vater um die Erlaubniß hierzu. Dieser glaubte, daß die große Reise, und das Ungemach, das er dabey vielleicht würde leiden müssen, ihn zur Besinnung bringen, und gefühlvoller und mitleidiger gegen das Elend anderer Menschen machen könnten, und gab seine Einwilligung. Er versah ihn mit allem Nothwendigen auf die Reise, und gab ihm eine Summe Geldes mit, um Waren in West-Indien einzukaufen.

Das Schiff segelte ab, und nach einer langen und sehr beschwerlichen Fahrt erblickten die Schiffer das feste Land von Amerika, und ankerten in einer kleinen Bay, von wo aus der Capitän des Schiffes ein Both mit Matrosen aus Land schickte, um Wasser und Lebensmittel zu hohlen, woran das Schiff Noth litt. Jackson sprang mit Vergnügen ins Both, und war voll Freude, daß er wieder festes Land betreten konnte. Er streifte mit seinen Gefährten herum, um Wasser zu suchen. Sie entdeckten bald eine Quelle, und kehrten wieder zum Bothe zurück, um Wasserbehälter zu hohlen. Jackson blieb bey der Quelle allein zurück. Während die andern beym Bothe waren, machte Jackson einen Spaziergang in den Wald. Er ergetzte sich ungemein an den schönen

Bäumen, dergleichen er nie gesehen, und an dem herrlichen Gesange der fremden Vögel, das er noch nie gehört hatte, und entfernte sich weit von der Quelle, ohne daß er es merkte. Erst bey der nahen Dämmerung kehrte er wiedre um. Aber es wurde schon dunkel, und er war noch nicht bey der Quelle, von der er nur eine Stunde Weges entfernt zu seyn glaubte. Es wurde allmählich finster, und Jack son irrte noch herum. Jetzt merkte er erst, daß er den Rückweg müsse verfehlt haben. Es wurde ihm angst und bange; bey dem mindesten Geräusche befürchtete er, daß ein Raubthier oder ein Wilder auf ihn los gehe. So irrte er bis Mitternacht herum, und statt näher zu der Quelle oder an das Gestade zu kommen, entfernte er sich immer mehr und mehr von derselben, und gerieth tiefer in den Wald. Kraftlos sank er zur Erde nieder, seine Füße konnten ihn kaum mehr tragen. Er beschloß auf einen Baum zu klettern, um vor wilden Thieren sicher zu seyn, und da die Nacht zuzubringen. Des andern Tages machte er sich mit Sonnenaufgange auf die Beine, um die Quelle zu suchen, aber umsonst; kein Ausgang aus dem Walde war zu finden, er kam nur immer tiefer in denselben. So irrte er drey ganze Tage herum, aber immer fruchtlos, er konnte nicht aus dem Walde herausfinden. Sein Mundvorrath, den er in den Taschen hat-

te, war schon lange aufgezehrt, einige reife Zitronen hatte er von ungefähr gefunden, an denen er sich erquickte. Nun war seine Lage die schrecklichste in der Welt. Entweder dachte Jackson, werde ich vor Hunger hier sterben, oder von wilden Thieren zerrissen werden, oder den grausamen Wilden, welche vielleicht diese Insel bewohnen, in die Hände fallen. Er sah gar keine Hoffnung mehr, sich zu retten. Häufige Thränen stürzten aus seinen Augen; abgemattet sank er ins Gras hin, und hob bittend seine Hände gen Himmel. — —

Die Matrosen hatten ihn indessen zwey Tage lang gesucht und ihm durch Flintenschüsse Zeichen gegeben. Auch Kanonen wurden auf dem Schiffe abgefeuert, um ihm anzuzeigen, in welche Gegend er seinen Weg zu richten habe, und da gar keine Spur von ihm zu finden war, glaubte man, daß er von einem Raubthiere zerrissen, oder von den Wilden getödtet worden sey. Man suchte ihn auch noch am dritten Tage mit aller Sorgfalt; da man aber gar nichts von ihm entdecken konnte, kehrten alle ins Both, und mit demselben zum Schiffe zurück. Am vierten Tage wurden die Anker gelichtet, und das Schiff segelte weiter.

Jackson war indessen ganz entkräftet eingeschlafen; bald aber wurde er durch ein Geräusch aufgeweckt. Als er die Augen aufschlug, und

sich mühsam aufrichtete, stand eine weibliche Gestalt vor ihm. Jackson erblaßte, er wollte aufstehen und fliehen, aber sein matter Körper hatte nicht Kräfte dazu. Ihr Blick war anmuthig und liebreich, und ihre Miene zeigte Verwunderung. Jackson suchte durch traurige Gebärden ihre Theilnahme zu erregen. Die Indianerinn verstand ihn. Sie gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen sollte. Er wollte aufstehen, sank aber wieder nieder. Da eilte sie fort, und kam bald mit Früchten in einem Korbe und mit Wasser in einem Gefäße zurück, die sie vor ihn hinstellte, und ihm andeutete, daß er davon essen und trinken sollte. Jackson faßte Muth, er genoß davon, und fand sich gestärkt. Sie deutete ihm wieder an, daß er mit ihr folgen sollte. Er versuchte es, ging eine Strecke mit ihr fort, ruhte wieder aus, ging wieder eine Weile, und kam endlich mit seiner Begleiterinn zu einem Indianischen Dorfe, welches aus offenen Hütten bestand, die mit Palmzweigen gedeckt waren. Da liefen die Indianer in der Menge herbey, gafften den Fremdling an, liefen zurück, und führten noch mehrere mit sich her. Jackson zitterte an allen Gliedern, und befürchtete nun mit jedem Augenblicke, daß man ihn tödten würde. Endlich erschien ein wohlgestalteter, ansehnlicher Indianer, der sich durch verschiedene Zierrathen

vor den übrigen auszeichnete. Es war der Inka, Vorsteher des Dorfes. Ehrerbiethig traten alle auf die Seite. Ihn redete die Indianerinn, die seine Gemahlinn war, an, erzählte ihm, wo sie Jackson gefunden habe, und wie er mit ihr hierher gekommen sey. Sie bath um Schutz für ihn, und der Inka willigte in ihr Begehren. Er führte ihn in seine Hütte, und setzte ihm Früchte vor. Jackson wurde beherzt, er aß, und gab dem Inka durch Zeichen seine Dankbarkeit zu verstehen. Der Inka gewann in der Folge den Jackson lieb, und erwies ihm viele Freundschaft, und dieser gab sich alle Mühe, dem guten Inka und seiner Gemahlinn durch verschiedene Dienste recht gefällig zu seyn.

So lebte nun Jackson einige Jahre unter den Indianern auf dieser Insel. Er ging mit ihnen auf die Jagd und auf den Fischfang aus, that sich manches Mahl durch Geschicklichkeit unter denselben hervor, und lernte ihre Sprache bald so, daß er mit ihnen sprechen konnte. Da erzählte er ihnen oft von den großen Städten in seinem Vaterlande, von den prächtigen Häusern, in denen seine Landsleute wohnen, von den schönen Kleidern, die sie tragen, von den ausgesuchtesten Speisen und Getränken, die sie dort genießen; er erzählte, daß man dort von großen Thieren in Kutschen gezogen werde, in großen

Häusern über das weite Meerschiffe, und andere derley Dinge, welche die Indianer mit größter Aufmerksamkeit anhörten. Aber wie oft seufzte er dabey, und dachte: Wenn ich nur mein liebes Vaterland, meine Aeltern, Geschwister und Verwandte noch einmahl sehen könnte! O, könnte ich nur einmahl, sagte er oft bey sich selbst, meine lieben Aeltern, denen ich so viel Herzenleid machte, und meine lieben Brüder und Schwestern, denen ich so manchen bösen Streich spielte, an mein Herz drücken, und um Vergebung meiner Beleidigungen bitten! Er ließ diesen Wunsch oft laut hören, und Thränen stürzten ihm dabey aus den Augen. Vielleicht, sagte da der gutmüthige Juka, kommt einmahl ein so großes Haus mit deinen Landsleuten an unsere Insel, das dich zurückführen kann. Aber dieser gute Wunsch blieb noch lange unerfüllt.

Der Inka hatte zwey Kinder, einen Knaben von zwölf: und ein Mädchen von zehn Jahren; beyde waren munter und gutmüthig. Jackson war viel mit ihnen; er liebkosete sie, erzählte ihnen viel von seinem Vaterlande, und wußte die Kinder so an sich zu ziehen, daß sie außer ihren Aeltern bey niemanden lieber als bey ihm waren. Sie brachten ihm die besten Cocus-Nüsse, die schönsten Muscheln, Perlen und Steine, und die prächtigsten Federn, die sie fanden, und man-

ches Gold- und Silberkörnchen, das sie zum Geschenke erhielten. Jackson lehrte ihnen dafür manche tändelnde Spiele seines Vaterlandes; er lehrte sie Körbe flechten und Netze stricken, welches den Kleinen keine geringe Unterhaltung machte. Sie gingen mit ihm Früchte zu sammeln, sie begleiteten ihn auf die Jagd und auf den Fischfang, und machten mit ihm manche kleine Reise durch die Insel, wo Jackson mit Vergnügen entdeckte, daß sie reich an Gold sey, welches sehr leicht aus dem Goldsande der Flüsse, die aus den Bergen hervorquellten, zu erkennen war.

Eines Morgens war Jackson wieder mit beyden an das Meer gegangen, um Fische zu fangen. Er entdeckte in der Ferne auf dem Meere einen Punct, der sich zu vergrössern schien. O, wie hüpfte ihm das Herz vor Freude, da er dachte, daß es wohl ein Europäisches Schiff seyn könnte. Er verwendete kein Auge davon. Bald sah er, daß er sich nicht geirret hatte. Ein sanfter Wind trieb ein großes Schiff immer näher an die Küste. Als Jackson glaubte, daß er vom Schiffe aus bemerkt werden konnte, machte er allerley Zeichen, um anzuzeigen, daß ein Unglücklicher hier auf Hülfe warte. Bald sah er ein Both aussetzen, welches gegen die Küste zuruderte.

Jackson hüpfte vor Freude, als er die Matrosen ans Land steigen sah, und hörte, daß das Schiff ein Englisches sey. Brüderlich umarmte er seine Landesleute, und bath sie, ihn ins Schiff zu nehmen. Von den Bothsleuten erfuhr er, daß das Schiff mit Negern beladen sey, die auf der Küste von Guinea aufgekauft worden waren, und daß es nach Barbados, einer von den Antillen segle, wo häufig Zuckerrohr gepflanzt wird, wozu diese unglücklichen Afrikaner sollten verwendet werden. Sie erzählten, daß sie zwey Tage und Nächte Sturm gehabt, und hierher verschlagen worden sind. Sie wollten einige Tage hier bleiben, um die Masten auszubessern und Wasser einzunehmen.

Die zwey Kinder des Inka staunten mit neugierigen Augen diese Leute an, und wußten nicht, was sie von Jacksons seltenen Gebärden denken sollten; noch mehr aber verwunderten sie sich über das Both, und über das große Schiff, welches in der Entfernung vor Anker lag. Jackson bath die Matrosen um einige Kleinigkeiten zu Geschenken für sie, und erhielt Glasperlen, ein Paar Messer, und einige Stückchen rothes Tuch, welches den Kindern eine sehr große Freude machte.

Jackson unterhielt sich lange Zeit mit seinen Landesleuten, und erfuhr auch von ihnen, welchen

großen Gewinn sie von dem Einkaufe der Neger zu ziehen hofften, und wie viel reicher sie in ihr Vaterland zurückkehren würden. Da erwachte in dem Herzen des unglücklichen, noch nicht gebesserten Jünglings die schändliche Habsucht, zu der er von jeher großen Hang gehabt hatte, und er faßte einen Entschluß, der eben so grausam als schändlich war. So unvertilgbar ist oft ein böser Hang, den man in der ersten Jugend zu sehr genähret hat. Der niederträchtige Jackson, der doch durch die ausgestandenen Leiden und die Wohlthaten, die er von den ungebildeten Inselbewohnern empfangen hatte, hätte gebessert seyn sollen, beschloß, die zwey Kinder des Inka, die ihm sehr zugethan waren, kurz vor der Abfahrt ins Schiff zu locken, und als Sclaven in Barbados zu verkaufen.

Er zeigte nun den Bothsleuten den Ort an, wo sie Bauholz und Wasser finden konnten, und fuhr mit ihnen ins Schiff zurück, um dem Capitän desselben genaue Nachricht von der Insel zu geben, und von ihm die Erlaubniß zu erwirken, daß er nach Barbados mitgenommen würde. Der Capitän war über diese Nachricht erfreut. Jackson sagte ihm zugleich mit gewohnter Schlauheit, daß ihn der Inka der Insel sehr liebete, und daß dieser, da er ihm von seinem Vaterlande erzählt hatte, oft gewünscht hätte, daß seine Kinder dieses Land sähen. Er bäthe ihn

also, auch diese zwey ins Schiff aufzunehmen, wenn der Inka noch so entschlossen wäre. Der Capitän glaubte diese betrüglichen Worte, und willigte ein.

Indessen ging Jackson wieder ans Land zurück, und gab den Insulanern Nachricht, daß ein Schiff mit seinen Landesleuten angekommen sey. Diese kamen scharenweise herbey, brachten Früchte, und erhielten dafür von den Engländern allerley Kleinigkeiten, woran sie großes Vergnügen hatten. Jackson erklärte nun dem Inka, daß er ihn nach einigen Tagen verlassen würde. Der Inka war traurig, noch mehr aber seine Kinder; doch wollte ihn niemand von seinem Entschluße abbringen. Der schlaue Jackson stellte sich äußerst betrübt, wenn er von dem Abschiede sprach, heimlich aber machte er alle Anstalten sein böses Vorhaben auszuführen. Er setzte seine Abreise immer um einige Tage später an, nahm einige Mahle die Kinder ins Schiff mit, ließ ihnen verschiedene Kleinigkeiten, die ihnen Vergnügen machten, schenken, um sie mehr anzureitzen, öfters und unbesorgt ins Schiff zu kommen. Heimlich aber suchte er, was er an Muscheln, Perlen, Goldkörnern und dergleichen hatte, zusammen, und brachte es an Bord.

Der Tag der Abreise war da. Ohne den guten Aeltern ein Wort zu sagen, lockte Jackson

die beyden Kinder unter dem Vorwande, daß sie schöne Geschenke bekommen würden, an Bord, und wußte sie mit verschiedenen Gegenständen, die sie noch nie gesehen hatten, so lange zu beschäftigen, bis die Anker gelichtet waren, und ein frischer Wind das Schiff weit von der Küste getrieben hatte. Beyde erschracken, als sie nichts mehr von der Insel sahen. Jackson aber versicherte sie, daß sie nur um die Insel segelten, und bald wieder an der Küste seyn würden.

Anfangs waren beyde beruhigt. Als aber die Nacht anbrach, und sie noch nicht an der Insel waren, fingen beyde zu weinen an. Niemand als Jackson konnte sie in ihrer Sprache verstehen. Fast die ganze Nacht jammerten sie, und kein Schlaf kam in ihre Augen. Widrige Winde hielten das Schiff mehrere Tage nacheinander auf, und verspäteten die Ankunft auf Barbados. Die Traurigkeit der Kinder nahm mit jedem Tage zu; von gekochten Speisen wollten sie nicht essen, und die Früchte waren bald aufgezehrt. Jackson gab sich alle Mühe, sie zu beruhigen, aber umsonst. Das Mädchen befand sich schon am dritten Tage übel, sie nahm weder Speise noch Trank zu sich, und am sechsten Tage starb sie.

Nun war der Bruder gar nicht mehr zu trösten. An dem nähmlichen Tage des Abends entstand ein schrecklicher Sturm, und das Schiff

war alle Augenblicke in Gefahr, zu Grunde zu gehen. Todesangst war auf dem Gesichte eines jeden zu lesen. Schreckliche Gewissensbisse marterten Jackson. Die göttliche Strafe, dachte er bey sich, geht mir nun auf dem Fuße nach. Ich bin an dem Tode des guten Mädchens Schuld, sagte er, — strenge straft mich dafür die göttliche Gerechtigkeit. Er lief zu dem Knaben, fand ihn ganz außer sich vor Schrecken, umarmte ihn, bath ihn um Vergebung, und versprach ihm, daß er ihn gewiß zu seinen Landesleuten wieder zurückbringen würde. O wie freute sich da der gute Knabe mitten im Angstgeschreye der Matrosen. — Allmählig legte sich der Sturm: der heitere Himmel machte den Seefahrern gute Hoffnung zu einer glücklichen Reise, und das ganze Schiffvolk erhob ein munteres Freudengeschrey. Jackson freute sich mit den übrigen, und — bald vergaß er auch die guten Vorsätze, als er keine Gefahr weiter befürchtete. Wie oft fragte ihn der gute Knabe: Wann werden wir bey unserer Insel anlanden, wann werde ich meinen guten Vater, meine liebe Mutter wieder sehen? und die schlaue Antwort Jacksons, daß sie in wenigen Tagen dort seyn würden, konnte ihn nicht mehr beruhigen. Er weinte Tag und Nacht, war nicht mehr zu trösten, erkrankte, und starb zehn Tage nach seiner Schwester.

Indessen waren der Inka und seine Frau über den Verlust ihrer Kinder äußerst betrübt. Man suchte sie auf der Insel zwey ganze Tage, und da man gar keine Spur von ihnen entdecken konnte, vermuthete man mit Recht, daß sie von dem europäischen Schiffe mit fort geführet worden seyn. Da war eine allgemeine Trauer und ein Jammergeschrey wie aus einem Munde auf der ganzen Insel. Jedermann beklagte den Verlust zweyer Kinder, die ihren Altern an Herzensgüte so ähnlich waren. Jeder verwünschte, daß Jackson je die Insel betreten habe, und schwuren bey der Sonne und den Gestirnen, jeden Weißen, der je die Insel betreten würde, zu vertilgen.

Das Schiff langte glücklich in Barbados an. Da Jackson seinen unseligen Gewinn, den er von den zwey unglücklichen Kindern zu ziehen hoffte, durch den Tod derselben verloren hatte, und auf Barbados weiter nichts zu suchen hatte, so reisete er mit dem ersten Schiffe nach England zurück. Wie sehr waren seine Aeltern über die Ankunft ihres Sohnes erfreuet, den sie schon so lange für verloren hielten. Aber hätte ihn nur auch die lange Abwesenheit gebessert, ihn gefühlvoller und menschenfreundlicher gemacht. Sein Herz war durch die letzte grausame That nur noch mehr verwildert, und wenn ihm sein Ge-

wissen noch manches Mahl Vorwürfe darüber machte, so suchte er sie durch den Gedanken zu unterdrücken, daß die geraubten Kinder nur Wilde waren, die doch nach unserer Ueberzeugung eine eben so liebvolle und menschenfreundliche Behandlung verdienen, als jeder andere Mensch, der Gottes Erde bewohnt.

Unterdessen wußte Jackson so viel von der Insel, auf der er gelebt hatte, zu erzählen, und die Schätze an Gold und Edelsteinen, die sich auf derselben befinden sollen, so hervor zu streichen, daß eine Gesellschaft beschloß, ein Schiff dorthin zu senden, um diese Schätze gegen andere Waren einzutauschen. Jackson both sich an, mit dem Schiffe dorthin zu reisen, und man versprach sich von ihm, weil er die Landessprache konnte, großen Vortheil. Das Schiff segelte ab, und landete ohne besondere Zufälle nach einer glücklichen Reise bey der Insel. Kaum erblickten die Insulaner das Schiff, so gaben sie dem Inka Nachricht davon. Dieser versammelte in der Eile alle streitbaren Männer, um die Europäer, wenn sie das Land betreten sollten, mit Gewalt zu verjagen. Jackson war indessen mit einer Anzahl Leute aus dem Schiffe ans Land gestiegen. Er traf bald einen kleinen Trupp bewaffneter Wilden an. Er rief sie an, bath sie um Früchte, und versprach ihnen allerley

Kleinigkeiten zum Geschenke. Diese aber, ohne eine Antwort zu geben, schoßen ihre Pfeile ab, und liefen eiligst davon. Jackson ließ sich dadurch nicht irre machen; er drang mit seinen Leuten weiter vor, und zeigte ihnen die Goldminen, die er während seines Aufenthaltes auf dieser Insel entdeckt hatte. Auf einmahl sahen sie sich von einem Haufen wilder Insulaner umgeben, die ein gräßliches Kriegsgeschrey erhoben, und wie wüthend über die Engländer herstürzten. Diese griffen zu den Waffen, aber ihre Zahl war zu gering. Sie werden zerstreut, mehrere blieben todt auf dem Platze, die übrigen entflohen gegen die Küste, ohne daß ihnen die Wilden heftig nachsetzten. Nur auf Jackson, den sie bald erkannten, war ihr Augenmerk gerichtet. Er fiel lebendig in die Hände der erzürnten Insulaner. Nun schien es, als wenn jeder einzelne Indianer die an den Kindern des Inka verübte Freveltat an Jackson rächen wollte, und des Inka Zuruf konnte die wüthenden Wilden nicht abhalten. Jackson wurde auf die unmenschlichste Weise mißhandelt, bis er unter den gräßlichsten Martern seinen Geist aufgab. Auf diese Art bestrafte die göttliche Gerechtigkeit ein Verbrechen, vor dem jedes gefühlvolle Herz zurückschaudert.

Brasilien.

Diese große Landschaft im südlichen Amerika ist in der neuesten Zeitgeschichte sehr merkwürdig geworden. Um Napoleons Nachstellungen, der alle Thronen in Europa umzustürzen drohete, zu entgehen, verlegte der Kronprinz Regent von Portugall seine Residenz von Lissabon nach Rio Janeiro in Brasilien. Er schiffte sich im November 1807 mit seiner ganzen Familie ein, und kam nebst 11,000 ausgewanderten Portugiesen, worunter sich Handwerker und Künstler aller Art befanden, dann mit 15,000 Mann Truppen und seiner ganzen Flotte glücklich im Februar 1808 unter Englischer Bedeckung in Brasilien an. Dadurch bekam diese Provinz, die man ein wahres Paradies nennen kann, ein neues Leben; die Bevölkerung nahm ansehnlich zu, Künste und Gewerbe wurden einheimisch und Fabrikate, die man nur aus Europa erhalten konnte, werden jetzt in Menge erzeuget, so daß

durch die Residenz des Kronprinz-Regenten gleichsam eine neue Welt dort entstanden ist, da es vorher an Bildung, an Aufmunterung zu Künsten und Gewerben immer gefehlt hatte.

Brasilien, oder das Portugiesische Süd-Amerika hat von Brazas (Feuergluth) seinen Nahmen. Es wächst nähmlich hier ein Baum, welcher ein Holz hat, welches eine glühend rothe Farbe gibt. Peter Alvares Cabral entdeckte dieses Land zuerst im Jahre 1500, und nannte es Santa Cruz (heiliges Kreuz); König Emanuel von Portugall aber vertauschte diesen frommen Nahmen mit jenen von Brasilien. Vor der Entdeckung durch die Europäer war das Land von Indianern bewohnt, die Tupinambuer und Tamoyoer hießen. Diese Ureinwohner sind noch jetzt roh und unwissend. Es wohnen aber in Brasilien auch viele Europäische Portugiesen, dann Creolen, d. i, solche, die von Portugiesischen Ältern in Brasilien geboren sind, dann Mestizen, d. i., die von gemischter Portugiesischer und Brasilischer Herkunft sind, wo z. B. der Vater ein Portugiese, und die Mutter eine Brasilianerinn, oder der Vater ein Brasilianer und die Mutter eine Europäerinn ist. Auch Neger-Sclaven gibt es sehr viele in diesem Lande.

Der Boden ist großen Theils fruchtbar, im Inneren gebirgigt, mit Waldungen bewachsen, und von Seen durchschnitten, und wäre dieses Land immer von betriebsamen und fleißigen Menschen bewohnt gewesen, so müßte es eines der gesegnetsten in der Welt seyn. Bey der Gegenwart des Kronprinz-Regenten wird auch der Ackerbau aufnehmen.

Im Innern des Landes ist bisher noch Vieles ganz unbekannt; die Ureinwohner sind noch ganz uncultivirt; es leben hier noch viele Brasilier, ohne die geringste Kenntniß von der christlichen Religion zu haben, während in den Provinzen die katholische die herrschende ist. Beyläufig eine Million Menschen bewohnen dieses Land. Es bringt hauptsächlich Reiß, Pomeranzen, Zitronen, Kakao, Baumwolle, Safran, Tabak, Ambra, Balsam, Ingwer, Vanille, Indigo, Kaffeh, Zucker, Brasilien-Holz oder Fernambuck, Schiffsbauholz, Mais und Korn hervor. Die Bergwerke liefern: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, Bley, Spießglas, Schwefel, Quarz, Alaun und Edelsteine, hauptsächlich Topasen. Gold wird von den Neger-Sclaven auf dem Grunde der Flüsse und in Gräben, wo sich Regenwasser gesammelt hat, gesucht. Wie Reisende versichern, soll man Diamanten, Topasen und Amathyste auf der Oberfläche der Erde fin-

den, die jedoch nicht von bedeutender Größe und auch von geringerem Werthe als die Ostindischen Diamanten sind. Der Brasilianische Handel ist sehr wichtig, und Portugal zog von diesem Lande jährlich 4½ Millionen Thaler reine Einkünfte. Um 12 Millionen Thaler wurde jährlich an Gold allein nach Europa verführt, wofür meistens Fabrikate eingetauscht wurden. Da aber diese jetzt in Brasilien selbst erzeuget werden, so bleiben die Schätze an Gold auch meistens dort, und ihr Abgang ist in ganz Europa fühlbar. Das nördliche Clima ist sehr heiß, die Winde sind hier sehr veränderlich, es regnet oft und stark; dagegen sind die mittägigen Gegenden gemäßigter und gesünder.

Rio Janeiro oder San Sebastian ist die Hauptstadt, und war von jeher der Sitz des Statthalters oder Vice-Königs. Die Stadt Bahia war bis zum Jahre 1751 die Hauptstadt, und ein neuerer Reisender liefert uns folgende Schilderung, die wahrlich sich nicht eignet, Europäer zur Niederlassung in Brasilien zu verleiten. Doch die thätigen Europäer wissen Sandwüsten fruchtbar zu machen, und unter einer weisen Regierung kehrt Ordnung und Betriebsamkeit überall ein. Die Gebäude, sagt dieser Reisende sind größten Theils übel gebaut, und drohen fast einzustürzen. Die Straßen sind schmut-

und enge, erbärmlich gepflastert, werden nie gereiniget, und sind daher unausstehlich schmutzig. Unfläthereyen bedecken den Boden, und verpesten oft bey der großen Hitze des Clima die sonst reine und gesunde Luft. Diese Unreinlichkeit hört nirgends auf; selbst die Gänge, die der Vice-König täglich betreten mußte, sind voll ekelhaften Unflathes.

Die Wohnungen sind zwar geräumig, aber im Innern so schmutzig, als die Außenseite, so, daß man sagen könnte, die Schmutzliebe sey in Brasilien in ihrer Heimath. Statt der Glasfenster haben sie hölzerne schmutzige Gitterladen; der Hausrath besteht aus einem Tische, einem Kasten und einigen Stühlen. Die ärmere Volks-Classe, die Soldaten, Mulatten und Neger wohnen in offenen Hütten, und diese stehen im bunten Gemische neben großen Häusern. Einen Gasthof kennt man hier nicht. Ein Fremder, der hier eine Zeitlang wohnen will, muß ein Haus oder einige Zimmer in demselben miethen und möbliren. Man hat zwar Speisehäuser, die an einer ausgehängten dreyfarbigen Flagge kennbar sind, auch Kaffeh-Häuser, aber diese sind nur elende schmutzige Winkel, und was aufgesetzt wird, ist unrein und erreget Ekel.

Bettler giebt es in der Stadt und auf dem Lande eine Menge, weil die Einwohner faul und

träge sind. Sie betreiben wenige Gewerbe. Viele Handwerker kennt man hier gar nicht. Nur die für die Kleidung nothwendigsten Handwerksleute, Schneider, Gärber, Schuhmacher, trifft man hier an.

Die Einwohner sind auch überhaupt in ihren Sitten und Kenntnissen weit unter den gebildeten Europäern. Sie sind noch voll Aberglauben und wenn man bedenkt, daß sie noch Neger-Sclaven kaufen und verkaufen, so kann man wohl nicht glauben, daß sie Achtung und Liebe gegen Geschöpfe, wie sie sind, haben. Manche Kenntnisse, wie zum Beyspiele, die Arzeneykunde, werden bey ihnen gar nicht geachtet. Wird ein Armer krank, so hängt man ihm ein geweihetes Scapulier um, dem man besondere Heilkräfte zuschreibt, oder man legt ihm das Bild eines Heiligen auf den kranken Theil, oder der Arzt verordnet ihm Aderlässe und diese um so zahlreicher, je gefährlicher die Krankheit scheint.

Wegen der allgemeinen Unreinlichkeit ist der Aussatz hier zu Lande etwas Gewöhnliches, und man scheuet sich deßwegen unter andern Menschen eben so wenig, als man es unanständig findet, sich in Gegenwart eines Fremden des Ungeziefers vom Haupte zu entledigen.

Messer und Gabel braucht man bey Tische nicht. Der Brasilier nimmt ein kleines Stück Fleisch zwischen die Finger, theilt es von einander, rollt es mit Gemüse und Brot zusammen, in der Brühe, in dem Oehle, in der Fleisch-Sauce herum, nimmt es in die flache Hand, drückt und ballt es wie eine Kugel zusammen, und steckt es in den Mund, und man glaubt am Ende genug gethan zu haben, wenn man vor und nach Tische die Hände wäscht.

Die Männer kleiden sich wie die Portugiesen und Engländer in Europa; bey feyerlichen Gelegenheiten aber putzen sie sich mit Spitzenhemden, mit reichgestickten und bestitterten Westen, mit großen Schuh- und Beinkleiderschnallen von gediegenem Golde, und mit mancherley Schmuck aus. Der Degen wird nur noch mehr bey Amtsverrichtungen oder während des Gottesdienstes getragen; eben so die aufgeschlagenen Hüte. So bald der Mann aber wieder nach Hause kommt, wirft er das Galla-Kleid ab, zieht einen Schlafrock oder eine dünne Jacke an, oder er begnügt sich auch, in kattunenen Nachthosen und im Hemde ohne Mütze und Strümpfe herum zu gehen; bey kalter regnerischer Witterung wirft er bloß einen leichten Mantel oder Schlafrock darüber.

Das gewöhnliche Gewand der Frauenzimmer ist ein einfaches Röckchen von Mousselin oder dün-

nem Zeuge, das aber oft künſtlich gearbeitet und verziert iſt. Strümpfe tragen ſie ſehr ſelten; in der kühlen Regenzeit ziehen ſie eine Art von Pantoffeln an, hüllen ſich in eine blaue und weiße, dicke, wollene Decke, oder ziehen einen weiten wollenen Ueberrock, mit Plüſch verbrämt, an, der dem deutſchen Kapot-Rock ähnlich iſt. Gehen ſie in die Kirche, ſo werfen ſie einen ſchwarzſeidenen langen Mantel um, der bis über den Kopf reicht. Das Haar laſſen ſie der ganzen Länge nach wachſen, ſie flechten es, binden es in einen Knoten auf dem Kopfe zuſammen, und zieren es mit Pomade und Tapioka-Pulver, welches ein Puder iſt, das aus Mainok-Wurzeln bereitet wird. Nur die Frauen und Mädchen aus höheren Ständen kleiden ſich Europäiſch.

Männer und Frauen laſſen die Nägel an dem Daumen oder an dem Zeigefinger, auch an beyden zugleich lang wachſen, und ſpitzen ſie ſcharf zu. Man ſpielt die Guitarre mit dieſen Nägeln; die Männer gebrauchen ſie, die Faſern von den Tabaksblättern, die ſie häufig rauchen, abzulöſen. Ein langer Nagel iſt aber auch das Zeichen eines hohen Ranges. Sie hindern ſehr im Arbeiten: aber wer lange Nägel beſitzt, arbeitet bey ihnen nicht, und wer nicht arbeitet, iſt nach ihrer Meinung reich, und eben dadurch glücklich.

Zu Rio Janeiro fährt man gewöhnlich in Cariolen, in Bahia aber, wo der Boden sehr ungleich und deßwegen schlecht zu befahren ist, findet man in allen Straßen Tragesänften, welche sich dadurch von den Europäischen unterscheiden, daß sie höher, von oben bis unten offen und so gebaut sind, daß man beym Hineinsteigen gleich sitzt. In der Mitte des oberen Theiles der Sänfte ist ein Tragebaum befestiget, der vorn und hinten hervorspringt. Diesen legen zwey Neger auf die Achseln, und tragen so die Sänfte fort. Die obere Decke ist auch reichlich mit Schnitzwerk und Vergoldungen geziert; an den Seiten hängen seidene Vorhänge herab, die mit goldenen und silbernem Laubwerk verbrämt sind. Aus der Pracht und den Verzierungen der Sänfte schließt man auf den Rang und Reichthum desjenigen der darin getragen wird so gut, wie man den Europäer nach dem Glanz der Wagen beurtheilet. Die Neger, welche die Sänfte tragen, sind barfuß, mit hellblauen seidenen Jacken, kurzen Pantalon und rund herumlaufenden Schürzchen darüber, die hellroth eingefaßt sind, bekleidet, und der Abstand ihrer schwarzen Gesichter von der schäckigen Kleidung ist drollig. Ein Frauenzimmer vom Range darf in Brasilien durchaus nicht über die Straße gehen; sondern es muß sich in dicht verschlossenen

Sänften tragen lassen, oder in sorgfältig bedeckten Cariolen fahren.

Eine der vorzüglichsten Belustigungen der Brasilianer ist der Negertanz, eine Art Afrikanischen Tanzes. Wenn man sich bey Gastmählen satt gegessen und getrunken hat, so läßt man eine Guitarre oder eine Viole herbeybringen, singt und beginnt zu tanzen. Der Negertanz wird von einem Paar allein nach dem einfach leyernden Tone der Guitarre getanzt; wenig werden dabey die Füße bewegt, mehr der Körper in allerley lächerlichen unnatürlichen Grimmassen. Die Zuschauer singen dazu, was ihnen einfällt, jeder nach seiner Art, und klatschen hoch erfreuet in die Hände.

Im Allgemeinen sagt man von den Brasilianern, daß sie zwar nicht mehr so rachsüchtig und grausam sind, wie man ihnen ehemals vorgeworfen hat, doch, daß man bey ihnen einen auffallenden Hang zu Betrügereyen im Handel, zu Hoffart und Neid wahrnimmt, welcher den Fremden um so empfindlicher wird, da sie Anfangs von ihnen mit Wohlwollen und Freundschaft aufgenommen werden. Doch läßt sich jetzt von diesem Lande, das von Natur aus zu einem der glücklichsten bestimmt zu seyn scheint, hoffen, daß es unter der Leitung eines weisen Fürsten, von dem es von jeher zu weit entfernt war, als daß er thätig und

kräftig hätte hinwirken können, beſſer cultivirt, und die Einwohner zu aufgeklärten, fleißigen und betriebſamen Menſchen, und glücklichen Bürgern des Staates nach und nach werden umgeſchaffen werden. Durch den langwierigen Krieg, der auch alle Meere ſperrte, ſind uns ſeit der Anweſenheit des Prinz-Regenten wenige umſtändliche Nachrichten von dieſem Lande gekommen; aber es iſt kein Zweifel, daß durch die Überſiedlung ſo vieler Portugieſen und durch die Gegenwart des Portugieſiſchen Hofes alles eine neue veredelte Geſtalt bekommen habe.

Das Schießpulver.

Seit langer Zeit hat man geglaubt, daß ein Mönch, Berthold Schwarz im Jahre 1354 von ungefähr das Schießpulver erfunden hat. Er soll Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser gestampft haben. Diese Masse soll sich zufälliger Weise entzündet, und einen Stein, womit der Mörser bedeckt war, in die Höhe geworfen haben.

Doch muß die Erfindung des Schießpulvers viel älter seyn. Denn schon lange vor Berthold Schwarz, im zwölften Jahrhunderte wurde es auf dem Harze, in den Bergwerken bey Goslar gebraucht, um das Gestein zu sprengen. Der Rector Ostertag hat schon vor 30 Jahren gründlich dargethan, und aus einem Briefe des im Jahre 1294 verstorbenen berühmten Physiker Bacon bewiesen, daß diesem schon die Bereitung des Pulvers bekannt war, daß er es aus Salpeter, Kohlenstaub und Schwefel zusammen gesetzt und die Wirkungen desselben, dem Donner und Blitz

ähnlich, gezeigt habe. Dadurch wird widerlegt, daß Berthold Schwarz der Erfinder sey, der fast hundert Jahre nach ihm gelebt hat. Im Jahre eintausend zweyhundert brauchte es schon der Sohn Heinrich des Löwen, um die Mauern eines Schlosses bey Tyrus zu sprengen. Vom dreyzehnten Jahrhunderte an wurde es im Kriege gebraucht, doch Anfangs nur zum Sprengen der Mauern, z. B. im Jahre 1341 bey der Belagerung von Algeziras. Der Gebrauch Kugel und Steine damit in die Ferne zu schießen, scheint in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aufgekommen zu seyn. Im Jahre 1346 fiel bey Crecy eine Schlacht zwischen den Franzosen und Engländern vor, wobey die letzteren eine Art Kanonen brauchten, die damahls Donnerbüchsen genannt wurden. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts brauchte man es zu Minen. Dieß sind unterirdische Gänge, die sich in Kammern endigen, welche mit Pulver gefüllet werden, um alles, was darüber steht, in die Luft zu sprengen. Auch wurden schon im fünfzehnten Jahrhunderte Musketen, Büchsen und Pistolen gebraucht; doch waren sie nicht so vollkommen, wie die unsrigen. In China soll das Schießpulver noch früher als bey den Europäischen Nationen bekannt gewesen seyn.

Die Araber kannten das Schießpulver viel früher als Schwarz, und haben es wahrscheinlich von den Chinesern bereiten gelernt. Die Fundgruben des Orients, die von dem berühmten Orientalisten Hammer in Wien herausgegeben werden, beweisen aus einer Handschrift, aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, daß man damahls schon das Pulver im Kriege gebrauchte.

Wenn man die elenden krüppelhaften Invaliden ansieht, und bedenkt, wie viele Menschen durch das Schießgewehr den Tod im Kriege gefunden haben, so könnte man die Erfindung des Schießpulvers verwünschen. Doch sey es meinen jungen Lesern zum Troste gesagt, daß die Kriege vor Erfindung des Schießpulvers noch viel mörderischer gewesen sind. Das Schißpulver nützt uns sehr, um wilde Raubthiere, die den Menschen und Thieren nachstellen, zu erlegen. Die Jagd des Wildprätes, das uns gesunde Nahrung giebt, ist dadurch erleichtert worden; und das Schießpulver wird häufig gebraucht, um große Steinmassen in den Steinbrüchen und in den Flußbeeten und große Holzklötze zu zersprengen, wozu ohne dasselbe eine lange mühsame und gefährliche Arbeit erfordert würde.

Meinen jungen Lesern wird nicht unlieb seyn, zu erfahren, wie das Schießpulver bereitet wird, und wie es diese erstaunlichen Wirkungen hervorbringt.

Das Schießpulver ist eine Vermischung von Salpeter, Kohlen und Schwefel. Man nimmt zu Kanonenpulver auf ein Pfund Salpeter etwa neun Loth Kohlen und sieben Loth Schwefel; zu Musketen Pulver auf ein Pfund Salpeter acht Loth Kohlen und sechs Loth Schwefel; zu Büchsenpulver sechs Loth Kohlen und vier Loth Schwefel. Indessen beobachtet man jetzt diesen Unterschied nicht mehr so genau, wie ehemahls, sondern man nimmt einerley Pulver zu Kanonen und zum kleinen Gewehre, wobey man dann das leichte Verhältniß annimmt, auf sechs Theile Salpeter ein Theil Kohlen und ein Theil Schwefel.

Diese Bestandtheile werden auf den Pulvermühlen zu einem feinen Pulver oder Pulvermehl gestampft, wobey sie etwas angefeuchtet werden. Die Gestalt von kleinen glatten Körnern entsteht daher, daß dieses feuchte Pulvermehl durch Siebe gedrückt; und in einer Tonne durch langes Umdrehen derselben geglättet wird. Diese kleinen Körnchen sind es nun, welche Tod und Verwüstung bis auf eine Entfernung verbreiten, die kein Geschoß aus den vorigen Zeiten erreichte, und welche die fürchterlichsten Naturbegebenheiten: Blitz, Donner und Erdbeben im Kleinen nachahmen.

Die Güte des Pulvers hängt davon ab, daß die Ingredienzen: Salpeter, Kohlen und Schwefel wohl gereinigt und innig mit einander ver-

miſcht werden, und daß man ſo viel Salpeter dazu nehme, als nur immer von den beyden übrigen Beſtandtheilen verzehrt oder verpufft werden kann; denn in dem Salpeter ligt eigentlich die Urſache von der ungeheueren Gewalt des Schießpulvers verborgen. Der Schwefel befördert die ſchnelle Entzündung, und pflanzt ſie auf den Salpeter fort; der Salpeter verurſacht die Ausdehnung, und die Kohlen dienen dazu, den Schwefel und Salpeter zuſammen zu halten.

Durch die Entzündung des Pulvers, wobey der Salpeter ſchnell verpufft, entwickelt ſich eine äußerſt elaſtiſche luftartige Materie oder ein Gas, welche zweyhundert fünfzig, oder wie andere wollen, fünfhundert Mahl mehr Raum einnimmt, als das Schießpulver, aus welchem ſie ſich entwickelt. Die Hitze des Feuers dehnet noch über dieß die Luft wenigſtens viermahl mehr aus. So entwickelt ſich aus einer Cubik-Zoll Pulver, mit dem man ein Geſchoß ladet, zweyhundert fünfzig, oder gar fünfhundert Cubik-Zoll elaſtiſche Luft oder Gas, und dieſe wird wieder durch die Hitze bey der Entzündung noch wenigſtens viermahl mehr ausgedehnt. Dieſe plötzlich entwickelte Luftart ſtrebt nun ſich in einen tauſendmahl bis viertauſendmahl größeren Raum auszubreiten, als welchen das in den Lauf eines Gewehrs geladene Pulver einnimmt; daher dringt

sie mit der äußersten Kraft und Schnelligkeit aus der vorderen Oeffnung des Flintenlaufes, und treibt die auf dem entzündeten Pulver gelegene Kugel vor sich fort.

Mit einer Kugel aus einem Rohre kann man in einer Entfernung von dreyhundert Schritten einen Menschen leicht tödten und ein Thier erlegen. Die Kugel bewegt sich mit einer solchen Geschwindigkeit fort, daß der Mensch in dieser Entfernung, wenn er den Knall des Pulvers hört, die Kugel im Leibe hat.

Die Kanonen-Kugeln können durch das Pulver in eine unglaubliche Entfernung getrieben werden. Eine von den größten Arten der Kanonen treibt eine sechzehnpfündige Kugel über neunzehntausend Fuß, wenn die Ladung Pulver die Hälfte von dem Gewichte der Kugel beträgt, und diese mit einem Bogenschuße abgefeuert wird. Die Weite des Kernschußes, das heißt die Weite, wo die Kugel, wenn sie gerade, horizontal abgeschossen wird, nicht zu merklich von der geraden Linie abweicht, wird bey eben dieser Art von Kanonen und bey eben der Ladung ungefähr auf ein tausend neun hundert Fuß gesetzt.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die Kugel aus der Kanone getrieben wird, kann etwa ein tausend vierhundert bis ein tausend siebenhundert Fuß in einer Secunde betragen.

Wenn eine Kanone aus einer Entfernung von sechshundert Fuß gegen einen Wall von Erde abgeschossen wird, so dringt die Kugel fünfzehn bis sechszehn Fuß in den Wall hinein; in eine Mauer von Ziegelsteinen nur etwas mehr als einen Fuß.

Die Spinnen als Wetter-Propheten.

Die häßlichen Spinnen, sagte Caroline, indem sie mit dem Borstwische einige Spinnenweben aus einem Winkel wegkehrte, allenthalben nisten sie sich ein, wenn man nicht oft abkehret.

Dir sind sie zuwider, unterbrach sie der Vater, und es gehört freylich zur Reinlichkeit einer Wohnung, keine Spinnengewebe zu leiden; aber du glaubst wohl nicht, daß es Leute geben könne, die sich ein Vergnügen daraus machen, recht viel Spinnen um sich zu haben.

Den möchte ich wohl kennen, antwortete Caroline, dem diese häßlichen Thiere Vergnügen machen könnten. Sie haben mich zum Besten. Dieß gewiß nicht, sagte der Vater; wenn du Lust hast zu hören, so will ich dir von diesen Thieren etwas erzählen, worüber du dich gewiß nicht wenig wundern wirst. Wilhelm, Carolinens Bruder, der vom Erzählen gehört hatte, hüpfte her-

bey, und schloß sich an den Vater an. Dieser fing also an:

Ihr werdet euch wohl noch erinnern, was ihr schon vorlängst gelesen habet, wie viel Vergnügen dem armen Robinson, der ganz allein auf einer Insel lebte, seine treue Spinne im Winkel seiner Höhle gemacht hat.

So lieb war auch in Frankreich einem vornehmen Gefangenen, wenn ich nicht irre, so war es ein Graf Lausune, seine Spinne. In einem harten Gefängnisse, zu Pignerol, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft hatte er kein Mittel, wodurch er sich hätte die Zeit vertreiben können. Eine Spinne hatte sich bey ihm im Kerker eingewebt, und war seine einzige Gesellschafterinn. Er hatte sie an sich gewöhnt; sie kam auf seine Hand, wenn er ihr Futter vorhielt, und ließ sich von ihm füttern. Der Gefangenwärter, ein fühlloser Mensch, gönnte dem armen Unglücklichen auch diesen einzigen Trost, dieses einzige Vergnügen nicht — er tödtete die schuldlose Spinne. Der Gefangene gerieth in Verzweiflung, da er sich nun ganz ohne ein lebendiges Wesen und ohne alle Beschäftigung sah. Er stieß sich den Kopf gegen die Wand ein, und — starb.

Der arme Mann! der abscheuliche Gefangenwärter! seufzten Wilhelm und Caroline, bis zu Thränen gerührt.

Auch Pelisson, fuhr der Vater fort, hatte in der nun zerstörten Bastille, (dem größten Staatsgefängnisse in Paris), um nur Ein lebendiges Wesen um sich zu haben, eine Spinne in seiner traurigen Einsamkeit so zutraulich gemacht, daß sie ihm zur Gesellschafterinn diente, und ihm seine Langeweile erträglicher machte.

Ein Studierender hat eine Spinne, die ihr Gewebe über seinem Schreibepulte ausgespannt hatte, so zahm gemacht, daß er sie nach seinem Belieben aus ihrem Schlupfwinkel hervorlockte. Er hatte sie so gewöhnt, daß sie allemahl erschien, wenn er mit dem Finger auf das Pult klopfte, wobey er ihr eine Fliege gab.

Die merkwürdigste Anekdote von Spinnen, ist gewiß jene von Disjouval, der uns zugleich diese kleinen Thiere als verläßliche Wetter-Propheten kennen gelehrt hat.

Als im Jahre 1787 die Preußische Armee unter Anführung des Herzogs von Braunschweig in Holland einrückte, wurde Quatremere Disjouval, General-Adjutant in Holländischen Diensten, welcher an dem Aufstande gegen den Erbstatthalter (so hieß vormahls die höchste Obrigkeit im Holland) Theil genommen hatte, gefangen genommen, und mußte über sieben Jahre im Gefängnisse zu Utrecht (ihr wißt wohl, wo Utrecht in Holland ligt) hinbringen, woraus er

im Jahre 1795 befreyet wurde, als die Franzosen unter Anführung des Generals Pichegrü in Holland eindrangen. Auch ihm waren die Spinnen, die er an sich gewöhnte, der einzige Zeitvertreib. Er hatte eine große Menge derselben von allen Arten um sich versammelt, und die Beobachtungen, die er über ihre Lebensart, über ihr Gewebe u. s. w. anstellte, linderten ihm die Qual der Einsamkeit und der Langweile. Er hat seine Bemerkungen darüber gesammelt, und in einem eigenen kleinen Buche unter dem Titel: Areaneologie bekannt gemacht. Diese Bemerkungen sind zum Theile neu, und widerlegen unter andern die Beschuldigung, daß die Spinnen einander selbst auffressen. Zwar geschieht dieß zuweilen, aber nur wenn sie die Noth dazu treibt, nähmlich, wenn sie kein anderes Futter mehr vorfinden. So hatte Raumur, ein berühmter Französischer Naturkündiger, eine große Menge Spinnen zusammengebracht, um zu versuchen, ob sich nicht ihr Gewebe, wie das der Seidenraupe benützen ließe; (und wirklich hat man auch Strümpfe von Spinnenweben verfertigt). Allein für die große Anzahl Spinnen waren nicht genug Fliegen und andere Insecten vorhanden, und sie fraßen sich in kurzer Zeit selbst, wodurch denn die Hoffnung, aus ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen bald vereitelt wurde. —

Die merkwürdigste Beobachtung unsers Gefangenen war aber die: daß die Spinnen vorzüglich gute Wetter-Propheten sind, die das Wetter zuverlässiger als der Barometer anzeigen, ihre Anzeigen längere Zeit zuvor geben, und überhaupt für den gemeinen Mann noch den Vorzug haben, daß sie nichts kosten.

Von der Winkelspinne bemerkte er zum Beyspiele Folgendes: Bey schönem Wetter zeigt sie sich mit dem Kopfe, und streckt die Füße weit aus ihrer Höhle hervor, und zwar um so weiter, je länger es schön Wetter bleiben soll. Bey übler Witterung zieht sie sich mehr zurück und bey recht stürmischer Witterung kehrt sie sich sogar herum, und zeigt dem Beobachter ihr Hintertheil, und unterrichtet ihn dadurch sehr deutlich von der bevorstehenden Veränderung des Wetters. Im Anfange des schönen Wetters hat das Gewebe, womit sie ihren Winkel umspinnt, nur eine mäßige Ausdehnung. Soll aber das gute Wetter fortdauern, so vergrößert sie es um zwey bis drey Zoll. Thut sie dieß mehrere Mahle nach einander, so kann man daraus sicher auf anhaltend schöne Witterung schließen.

Disjouval sagte den 22. Julius 1795 aus dem Verhalten seiner Spinnen ein Paar Wochen zum Voraus, das Wasser würde so fallen, daß man mit der Hälfte von Schiffbrücken über

den Rhein wurde setzen können, welches auch wirklich erfolgte.

Im Winter zeigen sie eben so sicher die bald einfallende Kälte an. So bald eine Kälte bevorsteht, die so stark wird, daß es schneyet und frieret, so bemächtigen sie sich entweder der schon fertigen Gewebe, wobey es oft hitzige Gefechte unter ihnen setzt, oder sie machen sich neue, und arbeiten fleißig daran. Disjouval fand aus mehreren aufmerksamen Beobachtungen, daß fast durchgängig neun Tage der ersten Bewegung der Spinnen bis zum wirklichen Eintritte der Kälte verflossen. Einen auffallenden Beweis von Richtigkeit dieser Beobachtung erhielt er im Jahre 1793 zu Anfange des Februars. Es war schön Wetter, es war warm, kein Anschein von Kälte war mehr da. Man hätte denken sollen, daß man von nun an der Oefen gänzlich würde entbehren können. Aber von Sonnabends den vierten Februar sagte Disjouval laut vorher; daß eine der größten Veränderungen in der Atmosphäre erfolgen müßte, weil er außer andern ähnlichen Kennzeichen drey Spinnengewebe über einander bemerkte, die Abends zuvor nicht da gewesen waren. Und sieh da! vom neunten Februar an war Eis, und vom dreyzehnten an waren alle Canäle zu gefroren. Nun hätte man denken sollen, der Winter werde damit zu Ende seyn:

Disjouval selbst glaubte es, und freuete sich schon genug darüber, daß er einer ganzen Stadt zu einer Zeit, wo sie es gar nicht mehr erwartete, das Zufrieren der Kanäle hatte vorhersagen können. Es thauete auch wirklich alles auf; aber auf einmahl bemerkte er wider alle Erwartung den acht und zwanzigsten Februar, eine allgemeine Gährung unter seinen Spinnen. Sie liefen hin und her, fingen an emsig zu weben, und griffen einander an. Der Beobachter schloß daraus, daß noch etwas Merkwürdiges, und wenigstens sehr trockene, wo nicht sehr kalte Witterung eintreten werde. Er ließ diese Vermuthung dem ersten Buchhändler in der Stadt, und durch diesen andern Personen mittheilen. Zwey Tage darauf regnete es, und dieses war nun seiner Prophezeihung gar nicht günstig. Fünf Tage darauf regnete es noch immer fort, und die Weissagung wollte nun gar nicht eintreffen. Disjouval beobachtete indessen immer genau, schrieb alle Tage an den nähmlichen Buchhändler, daß er immer noch gewiß an trocknes oder kaltes Wetter glaube. Endlich den achten März fing es an, windig zu werden, den neunten schneyete es, und den zehnten fiel Frost ein, so daß auch die Canäle wieder zufroren.

Der größte Beweis, wie wichtig und zuverlässig diese Beobachtungen und die darauf ge-

gründeten Wetter-Prophezeyungen sind, war die Eroberungen Hollands im Revolutions-Kriege durch die Franzosen in dem Winter vom Jahre 1794 bis 1795. Disjouval hatte einen Gefangenwärter, der bey dem Aufstande gegen den Erbstatthalter von seiner Partey war, und daher mit seinem Gefangenen weniger streng verfuhr. Durch diesen konnte Disjouval den Aufrührern, die man damahls in Frankreich und Holland fälschlich Patrioten nannte, bekannt machen, daß ein harter Winter bevorstände, wo alle Flüsse und Canäle zufrieren würden, so daß jede Armee leicht vorrücken könnte. Dadurch suchte er die Patrioten aufzumuntern, und die Franzosen zum weiteren Vorrücken anzulocken: denn er konnte seine Befreyung aus dem Gefängnisse nur dann hoffen, wenn die Franzosen, die mit den Holländischen Patrioten gemeinschaftliche Sache machten, die Stadt eroberten. Man kann denken, wie sorgfältig er seine Spinnen beobachtete. Im Anfange des Decembers erfuhr er zu seinem großen Schrecken, daß die Patrioten sich an die Partey des Erbstatthalters ergeben wollten, wodurch auf einmahl seine Hoffnung wäre zernichtet worden. Er eilte, durch alle Mittel, die in seiner Macht standen, bekannt zu machen, daß seine Spinnen arbeiteten, als ob unausbleiblich und spätestens in vierzehn Tage ein schrecklicher

Frost eintreten sollte, wo die Franzosen den Patrioten über die zugefrornen Canäle leicht zu Hülfe kommen könnten. Man glaubte der Prophezeyhung, ergab sich nicht, und den neun und zwanzigsten December war alles so gefroren, daß die Franzosen über alle Canäle und über die Waal (einen Fluß) setzen, und so ungehindert vorrücken konnten. Die Gegenpartey schmeichelte sich indessen noch damit, daß bald Thauwetter einfallen würde, weil den zwölften Januar das Wasser gestiegen und etwas trübe sey, welches man für ein sicheres Kennzeichen des Aufthauens hielt. So gleich schrieb Disjouval an den Verfasser der Utrechter-Zeitung, daß ehe drey Tage vergingen, eine noch stärkere Kälte als zuvor einfallen würde. Spinnen prophezeyeten hier viel richtiger als das trübe Wasser. Mittwoche, den vierzehnten Jänner erhob sich der Wind, Donnerstags den fünfzehnten fror es, und Freytags den sechzehnten zogen die Franzosen in Utrecht ein, wodurch der Gefangene aus seinem Kerker befreyet wurde.

Er fuhr fort, die Spinnen, die er auf Böden und in Kellern auftreiben konnte, sorgfältig zu beobachten, um den Französischen Generälen Nachrichten zu geben, die ihnen bey dieser kühnen Unternehmung so wichtig waren. Den zwanzigsten

Januar fiel ein schreckliches Thauwetter ein. Die Generäle waren in der verzweifeltsten Verlegenheit, was aus ihrer hundert tausend Mann starken Armee nebst der Artillerie werden würde, wenn das Thauwetter anhielte, die Wege schlecht und die Canäle offen würden. Man dachte an einen schleunigen Rückzug. Aber Disjouval befrug seine Spinnen, und diese kündigten Frost an. Auch schickte er ein Paar dieser Wetter-Propheten an die Französischen Generäle. Man glaubte ihnen; die Weissagung wurde erfüllt, und Holland war durch die Franzosen erobert.

Der Capitän v. Oyenhausen in Cassel hat erst in den letzten Jahren eben so genaue Beobachtungen über die Spinnen angestellt. Er bestätiget alles was Disjouval über dieselben als Wetterpropheten sagt. Nur warnt er, die Spinnen nicht zu füttern, und sie nicht merken zu lassen, daß man sie beobachte, noch weniger, sie zu stören. Je weiter alsdann die Spinne vorn im Netze sitzt, und je weiter sie ihre Vorderbeine herausstreckt, deste länger kann man auf gutes Wetter rechnen. Je weiter sie sich aber mit umgekehrten Leibe verkriecht, desto länger dauert das schlechte Wetter. Alte Spinnen zeigen es richtiger an als junge; nur muß man, zufälliger Störungen wegen, mehrere beobachten, am besten des

Morgens. Trifft man um 10 Uhr die Spinne, besonders die Kreuzspinne, im Mittelpuncte des Netzes, dieses mit den Füßen rüttelnd, so ist einer der schönsten Tage zu erwarten.

Bleystift.

Sehen Sie doch, lieber Vater, sagte Franz, zweymahl habe ich den Bleystift zugespitzet, und immer ist er wieder abgebrochen; wie werde ich dann Linien ziehen können? Sey nur nicht voreilig, antwortete der Vater, du wirst beym Zuspitzen zu sehr niedergedrückt haben, und da mußte er abbrechen.

Franz. Gewiß nicht, guter Vater, es scheint, als wenn der ganze Bleystift aus kleinen Stückchen bestände. Fritzen ging es vor Kurzem eben so, die ganze Bleyfeder hat er beynahe verschnitten, bevor er einen ordentlichen Spitz zuwege brachte. Wenn sie doch die Bleyfedern besser machten. Der Kaufmann sollte so ein schlechtes Stäbchen gar nicht verkaufen.

Vater. Ja, wenn er in das Innere hineinsehen könnte, so würde er es lieber gar nicht kaufen. Doch können wohl nicht alle Bley-

federn gut seyn: unter guter Ware findet man gewöhnlich auch eine schlechtere.

Franz. Nun so sollte man nur gute Ware machen.

Vater. Ist wohl eine Feder, die du dir schneidest, immer so gut als die andere?

Franz. Das wohl nicht.

Vater. Nun woran ligt der Fehler?

Franz. Manches Mahl an dem Kiele, oft gelingt mir das Schneiden nicht so gut.

Vater. Siehst du mein Kind, so mag es wohl auch denen gehen, die Bleyfedern machen.

Franz. Wohl wahr; aber sagen Sie mir doch, lieber Vater, wie werden die Bleystifte gemacht, ich hätte es schon längst gern gewußt. Ich brauche so oft eine Bleyfeder, und weiß noch nicht einmahl, woher sie kommen.

Vater. Sehr gern, wenn du mir nur auch aufmerksam zuhören willst. Sieh die Bleyfeder hier an, so wirst du von außen Holz und von innen das Bley bemerken.

Franz. Ist dieses Innere also wirklich Bley?

Vater. Nein, es ist kein eigentliches Bley, sondern es hat nur in der Farbe eine Aehnlichkeit mit demselben. Es ist ein thonartiges Mineral, welches man schwarzes Bley, englisch Bley, Seifenbley, Wasser-

bley, Reisbley, Talkblende u. s. w. nennt, und in Bergen gefunden wird. Das reinste und feinste bricht man in Barrowdale in der Grafschaft Cumberland in England. Das aus andern Gegenden, z. E. das deutsche, welches in Ybs bey Regensburg, bey Haffnerzell und Pfaffenmuth im Lande ob der Enns, bey Böhmischbrot und Prokop in Böhmen gefunden wird, ist nicht so gut und mürber. Man findet es in großen Stücken von zehn bis zwölf Pfunden. Aus diesem werden nun die Bleystifte auf eine sehr einfache Art verfertiget: das Reisbley wird mit feinen Sägen in sehr dünne Täfelchen geschnitten. Aus diesen schneidet man wieder solche viereckigte Stifte, wie man sie in den Bleystiften findet. Indessen hat man schon solche runde Stäbchen, wie bey deiner Bleyfeder, bereit, welche wie eine Rinne viereckig ausgehöhlt sind. In diese Rinne wird der Stift sauber und dicht eingepaßt, und ein viereckigtes Stäbchen genau darauf geleimt. Dieses alles kannst du an deiner Bleyfeder deutlich sehen.

Franz. Da sollte man doch nicht glauben, daß mehrere Stückchen in einer Bleyfeder sind, wie ich an der meinigen schon oft bemerkt habe.

Vater. Dieses geschieht wohl oft; denn wenn die Stifte, die man einlegen will, abbre-

chen, oder zu kurz sind, so werden kürzere Stücke so lange dicht daran gelegt, bis die eingerinnte Einfassung voll ist.

Franz. Nun begreife ich es: aber das kommt mir sonderbar vor, daß ein so dünner Bleystift, wie der meinige hier ist, um so viel theurer verkauft wird, als die daumendicken, welche die Zimmerleute und andere Handwerker gebrauchen, da diese doch augenscheinlich viel mehr Reisbley in sich haben als der meinige.

Vater. Ich will dir gleich erklären, woher das kommt. Die Bleystifte, von denen ich bis jetzt gesprochen habe, sind bey uns zu Lande die besten. Was beym Sägen der Stifte abfällt, oder zum Sägen nicht geeignet ist, wird zu Pulver zerstossen, mit Schwefel, oft auch mit Kohlenstaub vermischt, und zu einem Teige abgeknetet. Dieser Teig wird gehärtet, und daraus werden Bleystifte vom geringeren Werthe verfertiget, wie jene der Zimmerleute. Man kann sie aber von den echten sehr leicht unterscheiden, daß sie beym Zeichnen rauhe und harte Striche geben. Sonst sind sie auch daran zu erkennen, daß, wenn man sie ans Licht hält, der Schwefel zu brennen anfängt.

Franz. O ja, Vater, ich erinnere mich daß ich mit einem solchen Bleystifte die Anfangsbuchstaben meines Nahmens schnell an einen glü-

henden Ofen geschrieben habe, und daß sie wie Feuerperlen geglänzt haben. Aber was war das für ein Bleystift, den der Krämer, dem sie vor einiger Zeit Bleystifte abgekauft haben, am Lichte angezündet hat?

Vater. Bey diesem war nebst Schwefel auch Harz zugesetzt, und diese brennen wie Siegelwachs am Lichte. Das meiste Reißbley, das man in Deutschland findet, läßt sich ohne besondere Zubereitung zu Stiften nicht zersägen. Man zerstößt es daher, und schmelzt es mit dem dritten Theil Schwefel und etwas Harz unter fleißigem Umrühren zusammen. So dann schüttet man die Masse, wenn sie etwas abgekühlt ist, auf eine steinerne Platte, und drückt sie so breit, daß sie die Gestalt eines Kuchen annimmt. Wenn sie hierauf völlig kalt und verhärtet ist, so zersägt man sie und faßt sie in Rohr oder Holz. Wenn man diese Bleystifte ans Licht hält, brennen sie mit bläulicher Flamme.

Franz. Doch Sie haben mir noch nichts von den Englischen Bleystiften gesagt, die so hoch geschätzt werden, diese sind gewiß aus England?

Vater. Die Englischen Bleystifte, die man gewöhnlich bey uns unter diesem Nahmen verkauft, kommen nicht aus England, sie werden

hier zu Lande verfertiget, und sind eben jene, von denen ich am ersten gesprochen, und die zuvor gesagt habe, daß sie bey uns die besten sind. Freylich gibt es echt Englische Bleystifte, die aus England kommen und einen überaus blendenden Glanz haben. Es ist aber schwer, einen zu bekommen, weil die Engländer wenige davon ausführen lassen, und das deßwegen, damit er nicht gemein wird, und dadurch seinen hohen Preis nicht verliert. Die Reißbley-Gruben in Cumberland sind einer Gesellschaft verpachtet, welche sie nur alle 6 bis 7 Jahre öffnen läßt, um dieses Product in ihrem Werthe zu erhalten, und es steht sogar die Todesstrafe auf Übertretung dieses Verbothes. Das Ausland erhält nur bisweilen in Geheim kleine Stücke dieses Minerals. Das übrige kommt zersägt, oder schon zu Bleystiften verarbeitet heraus. Gewöhnlich sind die Englischen Bleystifte in Cedernholz gefaßt, welches angenehm riecht und violete Adern hat. Man unterscheidet einen echten Englischen Bleystift von dem verfälschten, noch ehe man ihn angeschnitten, schon dadurch, daß er ungefähr in der Hälfte ein ganz kleines Löchelchen hat, zum Merkmahle, daß das Bley nur bis dahin geht. Die ganze übrige Hälfte ist bloßes Holz, daher man auch an einem Ende kein Bley sieht. Die Spitze feilt man mit einer Feile an, aber auch beym Zuspitzen

mit einem Meſſer zerbricht er nicht. Man pflegt ſie in langen Schachteln zwiſchen feinen Hobelſpännen von Cedernholz zu vier Dutzend in jeder Schachtel zu verſenden. Auf jedem Bleyſtifte iſt das Zeichen, der Nahme und das Probatum des Verfertigers mit einem Eiſen, welches man über der Flamme eines Lichtes heiß macht, gebrannt.

Die beyden Reisenden.

Ein vornehmer Reisender stieg des Abends in einem Gasthause ab. Um lieber unter Menschen, als in einem Stübchen allein eingeschlossen zu seyn, ging er in die Gaststube. Unter der Menge Reisender, die da einkehrten, bemerkte er einen wohlgekleideten jungen Mann, der auf seinen Reisebündel gestützt, nachdenkend bey einem Tische saß. Seine offene Miene empfahl ihn, und ließ auf eine schöne Seele schließen; sein Blick war ernst, aber freundlich, und sein ganzes Aeußeres hatte einen gewissen edlen Anstand, der junge Leute leicht empfiehlt; doch konnte man in seinem Gesichte einen gewissen Trübsinn lesen, welcher verrieth, daß ihm etwas schwer am Herzen liegen müsse. Der Reisende näherte sich ihm, und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. Der junge Mensch sprach verständig und bescheiden. Jede Antwort und jede Frage war überdacht, und das Naseweise und Absprechende, welches bey jungen

Leuten, auch bey solchen, die Kenntnisse haben, so oft auffällt, war an ihm nicht zu bemerken, vielmehr suchte er sich immer mehr belehren zu lassen, als daß er mit seinen Meinungen und Urtheilen voreilig heraus glitschte.

Der junge Mann wurde durch die Unterredung dem Reisenden immer interessanter; und wenn schon sein Aeußeres jeden für ihn einnehmen mußte, so zwang er gewiß jedem Achtung ab, der ihn näher kennen lernte. Der Reisende, der noch immer viel Niedergeschlagenheit an dem jungen Manne entdeckte, wollte in sein Geheimniß eindringen, um, wo möglich, die Ursache desselben zu heben; doch hatte er schon so viel Achtung für ihn, daß er sich nicht getraute, ihn darum zu fragen. Nachdem sie einige Zeit über verschiedene Gegenstände gesprochen hatten, bath der Reisende den jungen Mann, ihn auf sein Zimmer zu begleiten, und mit ihm das Nachtmahl einzunehmen, indem er sagte, daß er die Zeit wohl nicht angenehmer, als in seiner Gesellschaft zubringen könnte. Nach einigen Entschuldigungen, und auf das Zudringen des Reisenden nahm der junge Mann die Einladung an, und beyde gingen auf das bereitete Zimmer im ersten Stockwerke.

Während des Nachtmahles suchte der Reisende den jungen Mann immer mehr an sich zu zie-

hen, um ihn offenherzig zu machen, er hoffte seine Umstände zu erfahren, ohne daß er ihn darum fragen dürfte. Endlich fing der junge Mensch also an: Ich bin ein Mahler aus Berlin. Meine guten Aeltern haben in meiner Jugend alles aufgewendet, um mich gut zu unterrichten, und mich fähig zu machen, meinen Lebensunterhalt auf eine anständige Art zu verdienen. Ich hatte Lust und Anlage zur Mahlerkunst; die geschicktesten Meister leiteten mich, ich machte Fortschritte, hatte nun hinlängliche Beschäftigung, und verdiente so viel, als ich brauchte, konnte auch manchen Nothpfennig meinen Ältern geben, und dadurch alte Schulden bezahlen.

Beyde leben noch, aber sie sind alt und arm. Der Krieg brach im Jahre 1806 aus, die Franzosen überschwemmten die Preußischen Länder, kamen nach Berlin, die Reichen und die Kunstfreunde, von denen ich doch nur Verdienst erwarten konnte, flohen; ich war ohne Arbeit, ohne Verdienst. Das Wenige, was ich erübriget hatte, war von mir und meinen Aeltern bald aufgezehrt; wir hofften bald Friede, mit demselben den Abzug der Französischen Truppen und die Rückkehr des Adels und der Reichen, von denen Arbeit zu hoffen war; aber leider ist schon mehr als ein Jahr verflossen — es ist zwar Friede, aber die Feinde sind und

bleiben noch im Lande — die Noth ist am höchsten. Nur Leichengesichter sieht man allenthalben, ein jeder blickt den andern mitleidig an, und getraut sich nicht, ihm die Noth zu klagen, weil er weiß, daß er eben so elend ist.

Da in Berlin nicht bald noch eine Aussicht auf bessere Zeiten zu hoffen ist, beschloß ich nach Wien zu reisen, um dort mein Glück zu versuchen. Ich verkaufte, was ich noch entbehren konnte, um Reisegeld zu erhalten, ließ meinen Ältern von dem sparsam gelöseten Gelde einen Nothpfennig zurück, und trat unter tausend Segnungen derselben die Reise an. Schwer trennte ich mich von ihnen, vielleicht — auf immer. Meine Hände werden mich wohl ernähren, aber wovon sollen meine armen Ältern leben? Noth und Kummer werden sie ins Grab bringen — — — Thränen traten da dem jungen Manne ins Auge, und nach einem tiefen Seufzer fuhr er fort: Ich habe jetzt noch kaum den halben Weg zurück gelegt, und ohne die geringste Ausgabe unnöthig gemacht zu haben, wird mein Reisegeld bald zu Ende gehen. Sie wissen selbst, daß die Theurung allgemein ist, und daß der Wirth die Zeche des Reisenden immer nach dem Kleide taxirt, das dieser trägt. Meine noch übrigen Kleider werde ich verkaufen müßen, aber wie werde ich mich dann in Wien zeigen können? Almosen suchen? Ha!

da schaudert mir schon vor dem Gedanken; nie habe ich außer dem väterlichen Hause einen Häller unverdient erhalten, noch viel weniger erbettelt. — Doch — mich wird die Noth nicht zu Boden drücken, aber meine guten Aeltern kümmern mich. —

Seyn Sie getrost, junger Mann, erwiederte der Reisende, Mangel und Noth machen uns nur gegen anderes Ungemach fester, und wo die Noth am größten ist, dort ist gewöhnlich die Hülfe am nächsten. Ihre Lage ist hart, aber eine schöne Zukunft erwartet Sie. Ich selbst werde das Meinige dazu beytragen, wenn ich in der Kaiserstadt anlangen werde. Doch, — Sie werden von der Reise müde seyn, ich bin es auch. — Welchen Weg werden Sie morgen nehmen, und wann werden Sie aufbrechen? Ich folge der Hauptstraße, antwortete der junge Mann, mit dem früheſten Morgen, mit Sonnenaufgange bin ich auf den Beinen. Müßte ich nicht einen andern Weg einschlagen, sagte der Reisende, so würde es mir ein Vergnügen seyn, Sie in meinen Wagen zu nehmen. Leben sie wohl, vielleicht treffen wir uns noch auf der Reise. Beyde gingen zu Bette.

Der junge Mahler war mit Sonnenaufgange auf dem Wege: der vornehme Reisende fuhr um zwey Stunden später ab. Indessen hatte er einen

Brief geschrieben, und in denselben eine Banknote von fünfhundert Gulden gelegt. Er fuhr den nähmlichen Weg, welchen der Mahler gegangen war. Vor der ersten Post-Station hohlte er ihn auf der Straße ein. Freund, sagte er, indem er den Wagen einen Augenblick halten ließ, hier ist ein Brief an Sie, und fuhr eilig fort. Der Mahler wußte nicht, wie das zuging, erbrach den Brief, fand darin die Banknote von fünfhundert Gulden mit folgenden Worten. „Ich „befürchtete Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen „persönlich dieses Geschenk gäbe. Nehmen Sie „es hin um ein Mittel zu haben, dankbar gegen „Ihre Ältern zu seyn. Reisen Sie glücklich und „vergnügt." — Wie versteinert stand der Mahler da, er wollte dem Wagen nachlaufen, um seinen Dank abzustatten, aber dieser war schon zu weit entfernt. Bittend hob er seine Hände zum Himmel um Glück und Segen über den Mann, der auf die edelste Art wohlthätig ist, und nicht einmahl Dank dafür will. Er setzte seine Reise fort, und hoffte denselben noch irgendwo anzutreffen, aber umsonst. Freudig schrieb der junge Mahler diesen Vorfall seinen Aeltern und theilte das Geschenk mit ihnen. Er kam zu Wien an, fand Beschäftigung und Verdienst, unterstützte sorgfältig seine Aeltern, und hat nach einem Aufent-

halte von drey Jahren seine Rückreise wieder angetreten, um diese noch einmahl sehen und umarmen zu können. Er lebt jetzt in Berlin, und erzählt oft, aber immer mit Rührung seine Reisegeschichte nach Österreich.

Spanien.

Spanien gränzt an Frankreich, von welchem es durch hohe Gebirge, die Pyrenäen getrennt ist, dann an Portugall; auf den übrigen Seiten ist es durch das Meer eingeschlossen.

Die Witterung ist gewöhnlich heiß. Doch erfrischen kühle Nächte und die Seewinde die Luft. Der Winter ist sehr gelinde; ja es ist nichts Seltenes, die Felder in manchen Gegenden, z. B. in Castilien, Valencia und Murcia mitten in den Wintermonathen grünen zu sehen. Man hat in ganz Spanien keine Oefen, sondern nur Becken mit Kohlen zur Erwärmung. In einigen Gegenden besteht der Winter nur in einem anhaltenden Regen.

In einem so sanften und gesunden Clima reifen alle Früchte und Gewächse frühzeitiger, Früchte und Pflanzen sind schmackhafter; selbst die Kinder lernen früher gehen und sprechen. Meine jungen Leser möchten wohl wünschen in ei-

nem so freundlichen Clima zu wohnen: doch alles Gute und Angenehme ist nie beysammen; die göttliche Vorsehung hat es schon so eingerichtet; so haben auch die Spanier zwey gefährliche Feinde ihrer Gesundheit. Bey den heißesten und schwülsten Tagen erhebt sich oft ein durchdringend kalter Wind, der aus den rauhen Gebirgen herabwehet, und den sie Galliego nennen. Dieser macht der brennendsten Hitze gählings ein Ende. Diese schnelle Abwechselung ist der Gesundheit sehr schädlich, und verursachet gefährliche Fieber, Koliken und Husten. Ein anderer Wind, den sie Solano nennen, bläset aus Afrika über das Meer her, und treibt durch zehn bis zwölf Tage die Hitze zu einem solchen Grade, daß sie unerträglich wird. Dadurch entstehen Melancholie, Schwindel, Entzündungen und Wahnsinn, der im südlichen Spanien häufig ist.

Spanien ist gewiß eines der schönsten und gesegnetsten Länder. Im Allgemeinen ist es sehr gebirgig. Aber zwischen den Bergen öffnen sich sehr schöne, fruchtbare, ja paradiesische Thäler. Diese reitzenden Ebenen werden von vielen großen und kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten. Nur im Inneren der Gebirgsgegenden gibt es noch weit gedehnte Einöden, welche aus Mangel der Bewohner noch nicht bearbeitet sind. Die Gebirge sind sehr reich an Gold, Silber, Kupfer,

Bley, Zinn, Eisen, an natürlichem Stahl, an Magnet, Queckſilber, Bergzinnober, Spießglas, Kobolt, Wismuth, Zink, Gallmey, Waſſerbley, Braunſtein, Arſenik. Doch werden die Bergwerke nicht ſo eifrig gebauet, daß man den größten Nutzen daraus ziehen könnte. Selbſt auf Gold und Silber wird wenig ſeit Entdeckung von Amerika gebauet, da ſich die Spanier dieſe edlen Metalle mit geringerer Mühe aus dieſem Welttheile verſchaffen konnten. So gar der Fluß Tinto iſt kupferhältig. Sein Waſſer iſt gelb, und kann weder von Menſchen noch Thieren getrunken werden. Die Pflanzen, welche damit begoſſen werden, ſterben ab, und was man hineinlegt, verſteinert ſich.

Der Reichthum des Landes zeigt ſich auch beſonders an edlen und nützlichen Steinarten. Man findet Diamanten, Rubinen, Topaſe, Amethyſte, Kryſtalle, Laſurſteine, Jaspis, Achat und ganze Berge mit ſchönem, rothgeſtreiftem Marmor. Steinkohlen, Torf, Bernſtein und Schwefelgruben ſind auch vorhanden. Salz hat es im Ueberfluſſe. Bey Cordona in Catalonien befindet ſich ein Fels von Steinſalz, der fünfhundert Fuß hoch iſt, und beynahe eine Meile im Umfange hat. Aus dieſem harten Salze werden Figuren, meiſtens Abbildungen der Heiligen gehauen, und häufig verkauft.

Hier wachsen alle Arten Getreide von bester Gattung, auch viel Reiß. Die Zwiebel, eine gewöhnliche Speise der Spanier, sind besonders groß und süß. Ihre Kartoffeln sind schmackhafter als die unsrigen: Spanien hat auch noch andere sehr nützliche Gewächse. So wächst dort ein binsenartiges Gras, Spartum genannt, aus dessen Stängeln Stricke, Körbe, grobe und selbst mousselin-artige Zeuge verfertiget werden. Der Baumwollenstrauch, der Kappernstrauch, das Zuckerrohr und spanische Rohr befinden sich dort. Trefflich gedeiht in diesem Lande der Wein; die Trauben werden hier ungemein groß, sehr süß und saftig. Viele meine Leser werden schon oft den Malaga, Valdepennas, Xeregwein, Tinto de Rota, den Alicante, Malvaster und andere spanische Weine nennen gehört haben. Von diesen köstlichen Weinen wird sehr viel ins Ausland und zwar, so lang er über Spanisches Gebieth gedt, in Schläuchen verführt, welche, so oft es nöthig ist, in Flüsse gelassen werden, um ihn dadurch frisch zu erhalten. Für Kinder sind diese Weine viel zu geistig, obwohl sie süß schmecken. Alles Obst ist hier vollsaftiger und schmackhafter. Spanien ist sehr reich an nützlichen Bäumen. Die Oehlbäume, Pfefferbäume, Korkbäume, Terpetin- und Mastixbäume, Cedern und Cypressen sind hier häufig. Citronen, Pomeranzen, Man-

deln, Castanien und dergleichen Früchte wachsen in Ueberflusse. Doch hat dieses so fruchtbare Land Mangel an Bauholz, weil die Wälder zu wenig gepfleget werden.

Unter den Thieren zeichnet sich das Spanische Pferd an Schönheit, Schnelligkeit und Gelehrigkeit besonders aus. Maulthiere giebt es hier sehr viele und besonders schöne Esel. Das Hornvieh ist schön, aber nicht zahlreich genug, und dieses aus Mangel des Futters in einem so fruchtbaren Lande, weil die Wiesen nicht gepfleget werden. Um Milch zu haben, wird besonders in den Gebirgsgegenden eine ungeheure Menge Ziegen gezogen, die in den unbebauten Gegenden doch saftreiche Nahrung finden. Außer den Hauskatzen, die hier meistens röthlich sind, hat man hier auch zahme Zibetkatzen. Stark ist die Schweinszucht, und die Spanischen Schafe werden wohl meinen Lesern schon längst wegen ihrer feinen Wolle bekannt seyn. Der größte Theil des Vermögens des Adels und der wohlhabenderen Leute besteht in Schafherden, und nicht selten hält Ein Güterbesitzer 40 und mehrere Tausend Schafe. Die Herden sind den größten Theil des Jahres auf der Weide unter freyem Himmel, und ziehen von einer Gegend in die andere, wo gutes Futter ist. Der Seidenbau ist sehr beträchtlich, und es wird jährlich eine große Menge Seide

außer Land verführt, welche die inländischen Seiden-Manufacturen nicht verarbeiten können. An Wildprät herrschet Ueberfluß; aber auch Raubthiere, Bären, besonders Wölfe trifft man hier an.

Bey so vielen nützlichen Thieren giebt es auch viele, welche den Einwohnern zur wahren Plage sind. Es giebt hier viele Schlangen, unter denen auch einige giftige. Lästiges Ungeziefer giebt es hier in der Menge, das die Menschen und Thiere bey Tag und Nacht plagt. Die Taranteln, eine Art Spinnen, und die Scorpionen bringen den Menschen schmerzhafte und gefährliche Stiche bey. Große Heuschrecken ziehen scharenweise von einem Orte zum andern, und verwüsten ganze Gegenden. Doch sind wieder die Canthariden oder Spanischen Fliegen, die zu Zugpflastern, (Vesicatorien) überall verwendet und die Bienen, die hier häufig gezogen werden, nützliche Insecten.

Das schöne fruchtbare Spanien könnten leicht dreyßig Millionen Menschen bewohnen, und einst lebten auch so viele in diesem Lande. Aber seit der Entdeckung von Amerika, wo so viele in diesen fremden Welttheil auswanderten, hat die Bevölkerung sehr abgenommen. Hierzu trugen die unaufhörlichen Kriege und eine verheerende Pest unter König Philipp dem Fünften Vieles bey. In den neuesten Zeiten war Spanien seit dem

Jahre 1807 der immerwährende Schauplatz eines blutigen Krieges, in welchem die Spanische Nation, von den Engländern unterstützt, bis zum Jahre 1814 mit edlem Patriotismus gegen den ihr aufgedrungenen König Joseph Bonaparte kämpfte, und mit seltener Aufopferung und Tapferkeit das Reich ihrem rechtmäßigen Beherrscher König Ferdinand VII. wieder eroberte. Dieser Krieg hat auch die Bevölkerung vermindert, ob wohl er als Beyspiel des Nationalgeistes und der Anhänglichkeit an Monarchen immer in der Geschichte glänzen wird. Gegenwärtig bewohnen beyläufig eilf Millionen Menschen dieses Land.

Der Spanier hat im Allgemeinen schwarze Haare, eine bleiche oder olivenfärbige Haut, feurige Augen, eine längliche Nase, er ist hager, von mittlerer Größe, fein und gewandt. Sein Körper ist dauerhaft, und hohes Alter ist bey ihnen gar nicht selten. Dagegen giebt es in diesem Lande sehr viele Blinde und Wahnsinnige. Sonst sind die Spanier heftig, lieben Vergnügen, doch nicht sehr die Arbeit, sie sehen viel auf äußeren Glanz und herkömmliche Gebräuche, sie sind hochmüthig, prahlen gern, und sehen nicht selten mit Stolz und Verachtung auf andere Nationen herab, sie sind talentvoll, tapfer und anhänglich an ihre Staatsverfassung, haben eine sehr

lebhafte Einbildungskraft, und halten auf Künste und Wissenschaften.

In Spanien wird sehr allgemein Oehl statt der Butter oder statt des Schmalzes verkocht, welches von dem Mangel an Rindvieh und von dem Ueberflusse an Oehlbäumen herkommt. Der Taglöhner und gemeine Mann essen Zwiebel, Gemüse mit Oehl, aber kein Fleisch. Die Wohlhabenderen bereiten sich eine Speise von Zwiebel, Knoblauch, Kartoffeln, Erbsen und vielem Pfeffer mit Fleisch, die Porchero genannt, und so allgemein gegessen wird, daß man sie für eine National-Speise halten kann. Braten speisen nur die Reichsten, und auch eine ihnen eigene Speise, die sie Ollapotrida nennen, und die eine Art Kopfpastete ist, und aus zusammengekochten klein geschnittenen Fischen, Wurzeln und Kräutern besteht. Ueberhaupt ist man in Spanien bey Tafeln nicht so verschwenderisch, als die Reichen bey uns. Wie bey uns Kaffeh, so wird in Spanien Chocolade von der mittleren Volks-Classe täglich getrunken. Doch ist dieses Getränk für die Haushaltungen nicht so verderblich, weil die Chocolade, obwohl sehr gut, dennoch sehr wohlfeil ist. Der Gebrauch des Weines ist bey ihnen seltener, er wird nur von dem gemeinen Arbeiter und von Ausländern getrunken.

Die Spanisch-National-Tracht, welche man häufig auf Gemählden findet, zieht der höchste Adel nur an, wenn er in den Rath und in die Gerichtshöfe geht. Die gewöhnliche Kleidung ist, wie bey uns, Französisch. Doch trägt man fast durchgängig über dieselbe braune Mäntel, die bey Vornehmen mit Gold besetzt sind; auch tragen diese ziemlich allgemein Degen, um sich von dem gemeinen Volke zu unterscheiden. Männer und Weiber der Mittel-Classe tragen über die Haare ein Netz; die Männer bedecken es noch mit einem Hute, der Pöbel wickelt seine Haare in einen Knoten, und bedeckt sie mit einer Mütze von Filz oder von braunem Tuche. Diese Haarknoten mit der Mütze sind auch bey dem Morgenanzuge der Reichen gewöhnlich. Die galanten Spanierinnen tragen auch eine Haube, die tief auf den Rücken hinabhängt, und befestigen mit einer Diamanten-Nadel ein langes weißes Mousselin-Tuch am Kopfe, welches an beyden Seiten in zwey Flügeln statt einer Schürze tief hinabfällt. Sie tragen viel Schmuck, und behängen an Sommerabenden die Haare mit leuchtenden Johannis-Käfern. Die Moden verändern sich bey den Spaniern nicht so sehr, wie bey unsern Stutzern beyderley Geschlechtes.

Die Reichen halten nicht so viel auf prächtige Möbel, als auf kostbare Geschirre, häufige

Bediente, schöne Wagen und Pferde. In den Zimmern der Mittel-Classe sieht man nur Strohsessel und einen Tisch. Eine Lampe dient zur Beleuchtung und ein Kohlenbecken zur Erwärmung. Dieses heizt man wegen der Holztheurung oft mit Nußschalen; um dieses setzt man sich rund herum an kühlen Tagen, und erwärmt sich. Der hohe Spanische Adel, die Grandes, leben außerordentlich glänzend. Sein Hochmuth wie sein Aufwand ist gränzenlos. Seine Tafeln sind prächtig, doch ladet er nie Fremde ein. Die Grandes halten eigene Haustheater, worauf ihre zahlreiche Dienerschaft spielt. Nicht einmahl im Sommer begeben sie sich auf das Land, daher fehlt es auch an schönen Schlössern und Landgütern. Dieses mag auch eine Ursache seyn, daß der nützliche Ackerbau dort zu wenig aufgemuntert, und so schlecht betrieben wird.

Ueberhaupt lieben die Spanier rauschendes Vergnügen aller Art. Große Gesellschaften, Musik-Conzerte, Bälle, Theater, Schauspiele der Gaukler, Seiltänzer, Springer, Kunstreiter und dergleichen sind ihre angenehmsten Unterhaltungen. Kartenspiel und Jagd sind bey Ihnen nicht sehr beliebt. Aber die Stiergefechte werden in jeder nur mittelmäßigen Stadt gehalten. Ein Adeliger zu Pferd, oder ein gemeiner Mann zu Fuß kämpfet mit einem wilden Ochsen, und sucht ihn

mit der Lanze, mit dem Säbel, oder Dolche zu erlegen. Manche Kämpfer werden bey diesem blutigen Schauspiele oft schwer verwundet.

Bey den Abendgesellschaften werden die Gäste mit gezuckertem Wasser, mit Chocolade und allerley Backwerke bedienet. Oeffentliche Bälle sind im Lande allgemein verbothen, desto häufiger werden sie in Häusern bey allen Volks-Classen gegeben. Der Johannis-Tag wird mit Musik, Spaziergängen, die darauf folgende Nacht durch eine allgemeine Beleuchtung, selbst der Kirchthürme gefeyert. Die Weinlese, die Kirchweihen, die Jahrmärkte sind Volksfeste: auch die Fastnacht wird mit Lustbarkeiten, und von dem gemeinen Volke mit allerley Possenspielen zugebracht. Besonders lächerlich ist hierbey, daß die Weiber eine ausgestopfte Manns-Figur in die Luft prellen, welche oft ihnen oder den Zuschauern zum allgemeinen Gelächter auf die Köpfe herabfällt.

Die Hauptstadt in Spanien ist Madrit. Sie ist auch die Residenz-Stadt des Königs. Sie ist mit einer hohen Mauer umgeben, hat 15 Thore, 7398 Häuser, 78 Kirchen, 62 Klöster, 22 Hospitäler und bey 156,000 Einwohner. Die Stadt ist größten Theils gut gebauet, die Straßen sind breit, gut gepflastert, des Nachts herrlich erleuch-

tet, und werden rein gehalten. Prächtige Gebäude und Verziernugen der Plätze, z. B. Springbrunnen sind wenig. Die öffentlichen und sehr schönen Spaziergänge liegen am Ende und vor der Stadt. Der vorzüglichste darunter heißt Prado; er ist drey Viertelstunde lang, und besteht aus mehreren Alleen, die mit Bänken und Springbrunnen versehen sind.

Das prächtigste Gebäude in ganz Spanien ist San Lorenzo el real del Escorial, ein Hieronymiten-Kloster. König Philipp der II. hat es nach einer am 10. August im Jahre 1557 gewonnenen Schlacht gegen die Franzosen erbauet. Da die Schlacht am Tage des auf einem Roste gebratenen heiligen Laurenz gewonnen wurde, so erhielt das ungeheure Prachtgebäude auch die Form eines Rostes. Die Handhabe desselben macht die königliche Wohnung aus. In der Mitte steht die nach der Peters-Kirche zu Rom erbaute sehr große Kirche mit 24 Altären, 10 Orgeln und den prächtigsten Kirchenschätzen. Unter dem prächtigen Hochaltare befindet sich das nicht minder prächtige Erbbegräbniß der königlichen Familie, Pantheon genannt. Die Bibliothek ist 36,000 Bände stark, und ungemein schön. Ueberhaupt wetteiferten alle schönen Künste mit dem Reichthume, diesen Ort bewundernswerth zu

machen. Sein Umfang beträgt 8000 Fuß und seine Erbauung, welche im Jahre 1563 angefangen und 1584 vollendet wurde, kostete schon zu dieser Zeit 5,290,570 Ducaten.

Der Druck der Luft. Kunststück mit einem Glas Wasser.

Fritz. Lieber Vater, Sie sagten mir einst, Sie wollten ein volles Glas Wasser umstürzen, daß kein Tropfen herausfließt.

Vater. Das sollst du gleich sehen. Der Vater nahm ein Glas Wasser, deckte über dessen Oeffnung ein Blatt steifes Papier, drückte mit der einen flachen Hand dasselbe an den Rand des Glases fest, kehrte das Glas um, und hielt das Blatt mit der flachen Hand so lange an den Rand des Glases fest, bis das Wasser in umgekehrter Lage ruhig stand. Hierauf nahm er die Hand sachte weg, und siehe da! das Papier blieb am Glase, und das Wasser in demselben hängen. Das ist herrlich, sagte Fritz, aber lieber Vater, sagen Sie mir doch, wie das kommt! das Wasser drückt mit seiner ganzen Last auf das Papier, und doch fällt keines von beyden herab.

Das ist nichts anders, antwortete der Vater, als der Druck der Luft, der das Wasser im Glase hängend erhält. — Der Druck der Luft? sagte Wilhelm nachsinnend, das verstehe ich wohl nicht, erklären Sie mir dieses, lieber Vater.

Ich muß dich, erwiederte der Vater etwas mehr mit den Eigenschaften der Luft bekannt machen, sonst wirst du dir dieses nie erklären können.

Die Luft ist eine feine Materie, die unsere ganze Erde umgiebt. Wir sehen sie zwar nicht, aber wir sehen ihre Wirkungen. Blätter und Zweige der Bäume werden bewegt, ohne daß sie von irgend einer sichtbaren Kraft gestossen werden, die Flügel einer Windmühle drehen sich, ein Schiff mit aufgespannten Segeln wird fortgetrieben, uns selbst jagt der Wind oft fort, daß wir Mühe haben, uns auf den Füssen zu erhalten. Der Wind, der dieses bewirkt, ist nichts anders, als wenn jene unsichtbare Materie, die wir Luft nennen, in Bewegung gesetzt wird. Wenn du einen Fächer, ein Blatt Papier oder dergleichen hin und her bewegest, so fühlst du einen kleinen Widerstand, bewegest du deine Hand gegen das Gesicht, so fühlst du einen Wind, oder die bewegte Luft; du hörst ein Pfeifen oder Rauschen, wenn du eine Gärte oder einen Zweig schnell herumschwingst, welches durch die bewegte Luft verursachet wird. Obwohl du die Luft nicht siehst, und auch durch

die besten Vergrößerungs-Gläser nicht sehen kannst, so begreifst du doch jetzt, daß sie da seyn müsse. Nun wir wollen sie auch aus ihren Eigenschaften genauer kennen lernen.

Die Luft ist flüßig. Wasser, Wein, Oehl sind flüßig, weil man die Theile derselben leicht trennen kann. Du kannst mit der Hand durch Wasser, Wein, Oehl leicht durchfahren, und hierdurch den Zusammenhang der Theile trennen, aber nicht so durch Holz, Eisen, Stein, welche feste Körper sind. Die Luft ist eben so flüssig, wir fahren mit der Hand in derselben leicht hin und her.

Die Luft hat aber auch, was du nicht leicht glauben wirst, eine Schwere und ein Gewicht. Man hat eine Maschine, die man Luftpumpe nennt, womit man die Luft aus einem Körper herausziehen kann. Wenn man nun mit dieser Luftpumpe aus einer hohlen kupfernen Kugel die Luft herauszieht, so hat diese luftleere Kugel viel weniger Gewicht, als sie hatte, wie sie noch mit Luft angefüllt war.

Aber, sagte Fritz, wenn die Luft Gewicht hat, so müßte ich es doch auf der Hand fühlen, wenn ich sie offen in der freyen Luft halte. Weil Luft überall ist, so ist sie auch rund herum um mich; ich aber fühle nicht, daß sie schwer ist, Gewicht hat, oder irgend wo durch ihre Schwere

auf mich drückt. Du hast Recht, lieber Fritz: aber gehe in die Küche, stecke die flache Hand tief in den grossen Wassereimer, und sag mir, ob dich das Wasser auf die Hand drückt, und ob du fühlst, daß das Wasser, welches auf deiner Hand ligt, schwer ist.

Fritz lief hinaus und versuchte es. Nun hast du wohl bemerket, sagte der Vater, daß das Wasser ein Gewicht hat, wie du in dem Eimer die flache Hand aufwärts hieltest.

Fritz. Das kann man nicht merken, wohl aber, wenn ich eine Flasche Wasser hereintrage, fühle ich, daß diese durch das Wasser mehr Gewicht hat, als wenn sie leer ist.

Du erinnerst dich wohl noch, fuhr der Vater weiter fort, als wir vor einigen Tagen im Bade waren, wie du bis an die Schultern im Wasser standest. Hast du wohl gefühlt, daß das Wasser auf dich drückt, und schwer war.

Fritz. Nein das nicht.

Vater. Und du weißt doch, daß das Wasser schwer ist. Sieh mein Sohn, dieses kommt daher, weil das Wasser sowohl im Eimer auf deine Hand, als im Bade auf den Körper von allen Seiten gleich drückt. So ist es auch mit der Luft, sie drückt auf unsern Körper von allen Seiten gleich stark, deßwegen fühlen wir den Druck nicht. Hört aber der Druck von einer Seite auf,

so wird die Schwere sehr fühlbar. Wenn man zum Beyspiele zwey hohle metallene Halbkugeln, die sehr genau an einander passen, an einander füget, und mit der Luftpumpe die Luft aus denselben herauszieht, so kann man sie mit aller Gewalt nicht auseinander bringen: woher mag das kommen?

Fritz. Weil die Luft nur von der Außenseite drücket, da in der hohlen Kugel keine darin ist, die entgegen drücken kann. Jetzt kann ich mir bald erklären, wie es mit dem umgekehrten Glase Wasser zugeht. Die untere Luft drückt auf das Papier, und dieses an den Rand des Glases fest an, daß es das Wasser nicht fallen läßt, denn von oben kann die Luft auf das Wasser nicht gleich stark drücken, weil der dicke Boden des Glases es hindert. Aber sagen Sie mir doch lieber Vater, weil ich jetzt weiß, daß die Luft ein Gewicht hat, wie schwer wiegt sie dann.

Vater. Ein Cubik-Fuß Luft, d. i. die Luft, welche ein Gefäß anfüllen würde, das einen Schuh hoch, breit und weit ist, wiegt nur etwas über zwey Loth; dennoch ist der Druck, den die Luft auf eine gewisse Fläche ausübt, sehr groß. Wir wollen denselben nachher zu bestimmen suchen. Vorher wollen wir noch eine dritte merkwürdige Eigenschaft der Luft betrachten, nähmlich ihre Dehnkraft. Wir bemerken nähm-

lich an der Luft ein Bestreben sich auszudehnen. Wenn man zum Beyspiele die vordere Oeffnung einer Spritze verstopft, und den Stämpel hineintreibt, so daß die Luft welche sich in der Röhre befindet, dadurch in einen kleinen Raum zusammen gedrückt wird, so treibt sie, sobald der Druck nachläßt, den Stämpel wieder zurück. So auch bey jenem Spielwerke, welches du letzthin bey den Bauernjungen gesehen hast. Sie treiben in ein Stück von einer hohlen Hollunderstaude, welches etwas über einen halben Schuh lang ist, mit dem Stämpel einen Propfen vom nassen Papiere oder Werg von der oberen Oeffnung bis zum unteren fest hinein. Dann stoßen sie auf eben diese Art einen zweyten Propfen mit dem Stämpel schnell hinein, und bevor dieser über die Mitte des Rohres getrieben wird, fährt der erste mit großer Gewalt und großen Krachen in eine weite Entfernung hinaus. Was mag ihn hinaustreiben, da ihn weder der andere Propfen noch der Stämpel berührt.

Fritz. Gewiß die Luft, die zwischen den zwey Propfen ist, und die durch das Hineintreiben des zweyten Propfens, gepreßt wird.

Vater. Getroffen; nun diese sucht sich auszudehnen, und treibt den vorderen Propfen mit so vieler Gewalt hinaus. Noch ein anderes Beyspiel, aus dem du deutlich sehen kannst, wie die

Luft ſich auszudehnen ſucht. Wenn man eine wohl zugebundene zuſammengedrückte Blaſe, worin nur noch wenig Luft befindlich iſt, unter die Glocke einer Luftpumpe legt, und nun die Luft aus der Glocke herauszieht, ſo ſchwillt die Blaſe ſtark auf; die wenige darin enthaltene Luft dehnt ſich aus, ſobald der Druck der Luft, die ſie umgiebt, vermindert wird.

Fritz. Sie ſagten erſt, daß der Druck, den die Luft auf eine gewiſſe Fläche ausübt, ſehr groß iſt, erklären Sie mir dieſes doch deutlicher?

Der Vater ging, ohne ein Wort zu ſprechen, ins Nebenzimmer, hohlte eine dritthalb Fuß, oder dreyßig Zoll lange Glasröhre von der Dicke eines ſtarken Federkieles, die am obern Ende zugeſchmolzen war. Er hielt das zugeſchmolzene Ende unten, füllte dann die Röhre mit Queckſilber, verdeckte das offene Ende mit dem Finger, kehrte die Röhre um, daß das offene Ende unten war, und hielt ſie ſo über ein darunter geſtelltes Gefäß. Als er nun den Finger von der unteren Oeffnung wegzog, ſo fiel zwar etwas Queckſilber heraus, und es entſtand oben am zugeſchmolzenen Ende ein leerer Raum; aber doch nicht mehr als drey Finger breit, oder zwey Zolle: die übrigen acht und zwanzig Zolle der Röhre blieben mit Queckſilber gefüllt. Nun Fritz, ſagte der Va-

ter, wie gefällt dir das? Was hält das Queckſilber in der Röhre auf, daß es nicht herabfällt?

Fritz. Nichts anders als der Druck der Luft.

Vater. Aber eben daraus können wir die Größe des Drucks der Luft abnehmen; wir ſehen, daß dieſer ſo ſtark iſt, daß er eine acht und zwanzig Zoll hohe Säule von Queckſilber tragen kann. Wie hoch müßte wohl eine ſolche Waſſerſäule ſeyn, die von der Luft getragen würde. Weißt du wohl, wie vielmahl das Queckſilber ſchwerer iſt, als das Waſſer?

Fritz. Vierzehnmal, das haben Sie mir ja erſt vor einigen Tagen geſagt.

Vater. So iſt alſo das Waſſer auch vierzehnmal leichter als das Queckſilber, wie hoch dürfte alſo die Röhre, und in derſelben die Waſſerſäule ſeyn, die von der Luft getragen würde.

Fritz. Vierzehnmal höher oder vierzehnmahl acht und zwanzig Zoll — erlauben Sie einen Augenblick — — das macht — — drey hundert zwey und neunzig Zoll oder — — — zwey und dreyßig Fuß, acht Zoll. Wie hoch iſt dieſes beyläufig?

Vater. Mehr als dreymahl ſo hoch als dieſes Zimmer.

Fritz. Aber nur eines kann ich nicht recht begreifen: warum bleibt denn nicht bey dem Kunſt-

stücke mit dem Glase das Wasser im Glase hängen: wenn man das Papier wegnimmt? Der Druck der Luft bleibt ja doch demungeachtet?

Vater. Das kommt daher, weil die untere Fläche des hängenden Wassers nicht ganz ruhig horizontal bleibt. So bald nicht in allen Puncten der Gegendruck des Wassers gegen die Luft gleich bleibt, so steigt die Luft als die leichtere Flüßigkeit in dem Wasser in die Höhe, setzt sich über dasselbe in dem Glase, und drückt von oben her auf das Wasser, bis der Druck der Luft von oben und der Druck von unten gleich sind, und sich aufheben, da denn das Wasser vermög seiner Schwere herabfällt.

Fritz. Aber das Queckſilber fällt doch nicht aus der Glasröhre? Fällt wohl das Wasser aus derselben auch so, wie aus dem Glase heraus, wenn kein Papier darunter gehalten wird.

Vater. Nein. Du weißt, was ich dir schon vorlängst erklärt habe, daß die Theile des Wassers an einander hängen, sich anziehen, wie man an zwey nahen Tropfen, die gleich in einander fließen, leicht sehen kann. Nun dieses Zusammenhängen der Theile des Wassers, oder die Cohäsion, wie man sie zu nennen pflegt, ist bey einer so kleinen Oeffnung schon hinreichend, die Stelle des Papiers zu vertreten, und eine

ruhige zusammenhängende Fläche zu bilden; wozu auch beyträgt, daß das Wasser vom Glase angezogen wird. Wenn man diese aber dadurch zerstört, daß man die Röhre stark auf und nieder bewegt, so fällt auch aus dieser das Wasser heraus.

Die Kröten.

Die Kröten sind für viele Menschen ein Gegenstand des Abscheues; ja einige haben eine solche Furcht vor diesen Thieren, daß schon ihr Anblick im Stande ist, sie fortzujagen, oder ohnmächtig zu machen; und wenige haben das Herz, sie anzufassen. Das macht, sie sehen garstig aus, haben etwas Ekelhaftes, Weiches, Schmutziges, Schleimiges an sich, leben in feuchten, niedrigen unreinen Oertern, haben eine langsame schleichende Bewegung, geben einen dumpfen traurigen Laut von sich, und sind in dem übeln Rufe, daß sie, wer weiß, wie giftig seyn sollen. Doch alle diese Eigenschaften berechtigen nicht zu dem allgemeinen Hasse, womit Unverständige diese Thiere verfolgen. Man muß sich vielmehr von Jugend auf an den Anblick derselben gewöhnen, und sich nicht vor ihnen scheuen, da sie nicht schaden können. Die Natur hat ihnen gewiß ihren nützlichen Platz in der Reihe der erschaffenen Dinge an-

gewiesen, und so lichtscheu sie gewöhnlich sind, so wissen sie doch die Freundschaft des Menschen zu erwidern. Der Engländer Arscolt hatte eine Kröte, die sehr zutraulich wurde. Sie hatte ihren Wohnplatz unter einer Treppe im Hause. Da man ihr sorgfältig alle Tage Würmer, Fliegen, Spinnen, Kellerasseln, und Fleisch gab, so wurde sie nach und nach so zahm, daß sie alle Abende, sobald Licht im Hause angesteckt wurde, aus ihrem Schlupfwinkel hervorkam, und gleichsam ihre Nahrung forderte. Sie lebte 36 Jahre in diesem Hause, und hatte durch die reichliche Nahrung eine ungewöhnliche Größe erreicht. Zuletzt raubte ihr ein Unfall das eine Auge, woran sie starb.

Ein glaubwürdiger Naturforscher, Herr Götze in Quedlinburg, versichert, die Kröten, vor denen er sich sonst auch scheuete, in der Folge oft angefaßt zu haben, so daß er von ihrer Feuchtigkeit bespritzt, und seine Finger durch ihren Schleim verunreiniget wurden; ohne jemahls Geschwulst oder sonstige Unannehmlichkeiten davon zu verspüren. Ein kleines Mädchen habe er so dreist gemacht, daß sie die Kröten mit bloßer Hand aus ihren Löchern heraus nahm, und zwar ohne allen Schaden.

Ein anderer Beobachter, Herr Townson, hat die Unschädlichkeit dieser Thiere noch mehr bestätiget. Er ließ sie ganz vertraulich auf seinem

Tische herumkriechen, und den Zucker aus seiner Zuckerdose stehlen. Die Feuchtigkeit, die sie in einer besonderen Blase bey sich haben, die man sonst mit Unrecht für Gift hielt, ist nichts anders, als ein reines Wasser, Herr Townson hat es genau untersucht, und davon gekostet. Die Kröte kann nähmlich nicht ohne Feuchtigkeit leben. Sie trinkt aber nie mit dem Munde, sondern saugt bloß Feuchtigkeit durch die Haut ein. Diese sammelt sie in der vorhin erwähnten Blase, vielleicht damit sie Vorrath von Wasser bey sich habe, wenn sie von außen keines bekommen kann. Läßt man Kröten an der trocknen Luft und auf einem trocknen Boden liegen, so können sie nicht lange leben, wenn man sie aber nur auf nasses Löschpapier setzt, oder zuweilen mit einem Pinsel bestreicht, so zieht sich das Wasser in die Haut ein, und in der Blase sammelt sich der Vorrath davon.

Das Sonderbarste an den Kröten ist ihr zähes Leben. Man hat mehrere Mahle lebendige Kröten in Holz und Stein eingeschlossen und verwachsen gefunden, die, wer weiß, wie viel Jahre daselbst in einer Höhlung, die genau von ihrem Körper ausgefüllet wurde, mochten gelebt haben. Hiervon einige glaubwürdige Beyspiele.

In einem Steinbruche in Schweden wurde ein Steinblock losgebrochen. Einer der Ar-

heiter zerschlug ihn, und inwendig saß eine lebendige Kröte, deren Rücken schwärzlich, etwas gefleckt, der Bauch aber von heller Farbe war; der ganze Körper hatte wie eine Rinde von kleinen Stückchen Stein. Die Augen waren klein, rund, goldgelb und mit einem zarten durchsichtigen Häutchen bedeckt. Auch die Oeffnung des Maules war mit einem gelblichen Häutchen verschlossen. Man fand unter derselben sowohl oben als unten im Maule zwey scharfe Zähne. Sie zeigte fast keine Bewegung, außer, daß sie die Augen schloß, wenn man sie mit einem Stöckchen gelinde auf den Kopf drückte. Als man sie stark auf den Rücken drückte, gab sie ein kaltes Wasser von sich, und starb bald darauf, vermuthlich weil ihr die nöthige Feuchtigkeit mangelte. Man wollte das Stück des Steines, worin ihre Spur abgedruckt war, abschlagen, aber es zerfiel in Stücke.

Im Jahr 1764 wurde in einem Steinbruche in Lothringen eine lebendige Kröte in einem Steinlager fünf und vierzig Fuß unter der Oberfläche der Erde gefunden; und man versicherte, daß es seit dreyßig Jahren die sechste sey, welche man in Stein eingeschlossen gefunden habe.

Im Jahre 1771 wurde an einem Orte in Frankreich eine Mauer eingerissen, wovon man gewiß wußte, daß sie über hundert Jahre gestanden hat. Mitten in dem Mauerwerke fand man

eine Kröte, die zwar nicht mehr lebte, aber allem Anscheine nach erst kürzlich gestorben seyn mußte. In einer andern Mauer, die vor mehr als fünfzig Jahren erbauet war, befand sich eine noch lebende Kröte.

Im Jahre 1719 fand man in der Wurzel eines mannsdicken Ulmenbaumes eine Kröte, die nur gerade so viel Raum hatte, als ihr Körper einnahm; wie das Holz gespalten wurde, kam sie heraus, und ging fort. Man sah gar keine Spur oder irgend eine Oeffnung, wodurch sie hätte in das Holz hineinkommen können. Im Jahre 1731 fand man eben so eine Kröte in einem Eichenbaume.

Im Jahre 1780 fand man eine lebendige Kröte in einem starken Eichenstamme, fünfzehn Fuß über der Wurzel dicht verwachsen, so daß sie mitten im Stammholze eingeschlossen war. Sie war von der Art getroffen, bewegte sich aber noch, und schien sehr alt und matt zu seyn. Das Holz war rings umher dicht, und ohne Ritzen und Löcher.

Im Jahre 1795 am 26. December, als in einem Steinbruche ein großer, dichter Stein gespalten wurde, fand man in demselben drey lebendige Kröten, zwey große und eine kleine, die in einer länglich runden, inwendig mit einer gelblich braunen Materie lackirten Höhlung bey-

sammen lagen. Sonst war keine sichtbare Höhlung in diesem Steine, auch war nicht die mindeste sichtbare Spur von einer Verbindung dieser Höhlung mit der äußern Luft, und der Stein nahe um sie herum war eben so hart, als an den übrigen Stellen. Sie wollten sehr ungern aus ihrer Höhle heraus, wo sie, wer weiß, wie lange mochten beysammen gesessen haben; wenn man sie heraus gejagt hatte, sprangen sie immer wieder hinein. Als man sie endlich nöthigte, auf das benachbarte Gras zu springen, so hüpften sie munter umher, und ließen sich schwer beysammen halten. Nach Verlauf einer halben Stunde waren sie alle todt.

Derley Fälle veranlaßten einen französischen Naturforscher, Herrn Herissan, folgenden Versuch mit diesen Thieren anzustellen. Er nahm den 21. Hornung 1771 drey lebendige Kröten; schloß sie in ein Kästchen und bedeckte sie an allen Seiten mit nassem dick aufgetragenen Gyps, doch so, daß jede von der andern getrennet, und in einer eigenen Höhlung war. Der nasse Gyps, wie jeder weiß, stockt, und wird hart, daß keine Feuchtigkeit durchdringen kann. Den 8. April 1774 — also über drey Jahre nachher — öffnete er das Kästchen, und fand die in der mittelsten Höhlung todt, vermuthlich weil sie die

größte und zu sehr eingeengt war; die beyden andern aber lebten und befanden sich wohl.

Herr Bosc schloß Kröten auf dieselbe Art in Gyps ein, er fand aber vier davon nach acht Tagen todt; daß die beyden andern lebten, davon waren Öffnungen die Ursache, durch welche die äußere Luft Zugang hatte, die man aber von außen nicht sah. Er schloß hieraus, daß eine Kröte, ob gleich lange hungern, doch nicht lange ohne Luft leben kann. Er zieht obige Erzählungen in Zweifel, und glaubt man habe sich durch den Schein täuschen lassen. Meine lieben Leser werden selbst die Fragen aufwerfen: Wie sind die Thiere in den Stein, in das Holz hinein gekommen? Wie lange mögen sie darin gelebt haben? Wovon mögen sie gelebt haben? In der That lauter Räthsel, die aber andere Naturkundige auf folgende Art lösen.

Das erste Räthsel: Wie sind sie in den Stein oder in das Holz hineingekommen? läßt sich wohl kaum anders als so erklären: das Ey, aus welchem die Kröten entstehen, kam zufälliger Weise in die Materie des Steines, als dieser noch weich war, oder in den Baum, als er anfing, aus dem Kerne zu wachsen. Aus diesem Eye entwickelte sich nach und nach die Kröte, als sich die Masse, von der sie umgeben war, noch ausdehnen ließ.

Bey dem Steine könnte man zwar auch annehmen, die Thiere seyn schon erwachsen gewesen, als sie von der noch weichen Masse, die nachher zu Stein erhärtete, eingeschlossen wurden; aber diese Erklärung scheint sich wohl nicht bey dem Holze anwenden zu lassen.

Aber was läßt sich nun auf die zweyte Frage antworten: Wie lange haben die Thiere da in ihren Löchern gesessen? Doch wohl schon von der Zeit her, da der Stein noch weiche Masse war, und der Baum erst anfing, hart zu werden. Wenn man nun bedenkt, daß eine Eiche wohl hundert und mehrere Jahre braucht, um zu einem dicken Baume heran zu wachsen, so muß man über das Alter dieser Thiere erstaunen. Kann es wohl möglich seyn, daß sie vielleicht hundert und noch mehrere Jahre ohne Bewegung in ihrem engen Loche sollen gesessen haben, ohne ihre Füße zum Gehen, ihr Maul zum Fressen, ihre Augen zum Sehen gebrauchen zu können, und doch kann man fast nichts anders vermuthen. Merkwürdig ist es dann auch nebenher, daß sie, so bald sie aus dem Loche herauskamen, sogleich ihre Füße zu gebrauchen und fort zu laufen wußten, da sie doch so lange ohne alle Bewegung waren.

Die dritte Frage: wovon mögen diese Thiere gelebt haben? würde, wenn man mit den beyden vorigen aufs Reine wäre, wohl die wenigste

Schwierigkeit haben. Man könnte antworten: Von der Feuchtigkeit des Holzes oder Steines, in dem sie eingeschlossen waren. Denn die Steine, worin sie gefunden wurden, waren solche, welche das Wasser stark an sich sogen. Daß in den Felsen tief unter der Oberfläche der Erde Wasser sey, sieht man in den Gruben der Bergwerke, und meistens mehr als man wünscht. Im grünen Holze kann es ihnen auch nicht an Feuchtigkeit fehlen.

Ein Französischer Naturkündiger erklärt es so, daß die Kröten sehr langsam verdauen, und daß sie ihre Haut, die sie zu gewissen Zeiten abwerfen, selbst wieder verzehrten und ihr Leben dadurch erhielten.

Hier folgen noch ein Paar Geschichtchen, welche doch meine junge Leser etwas mißtrauisch gegen die Kröten machen werden, wenn sie auch Götze und Townson für ganz unschädlich erklären wollen. Besonders werden sie auf der Huth seyn, daß ihre Lieblingshunde keine verschlucken.

Im Jahre 1794 fand ein Hund in einem Gemüsegarten eine gemeine Landkröte mit Wärzchen auf dem Rücken und mit rothen Augen. Er fiel über sie her, zermalmete sie vor den Augen seines Herrn mit den Zähnen, und verschluckte sie. Gleich bekam er ein Zucken und Klappern der untern Kinnlade, und ein weißer Schaum

floß ihm aus dem Munde. Er wurde traurig, fraß und trank nichts mehr, und am dritten Tage ſtelleten ſich ſchon Zeichen der Hundswuth ein. Man legte ihn an Ketten, und da er am vierten Tage noch deutlichere Zeichen der Wuth an ſich hatte, tödtete man ihn.

Das Jahr darauf fand ein anderer Hund nach einem Regen auf der Wieſe ebenfalls eine gemeine Landkröte. Er griff ſie an, zerfleiſchte ſie mit den Zähnen, verſchlang ſie aber nicht. Unmittelbar darauf bekam auch dieſer Hund jenes krampfartige Klappern an dem untern Kinnbacken; ein weißer Geifer floß ihm gleichſam ſprudelnd eine Viertelſtunde lang aus dem Maule. Darauf brach er einen weißen ſchäumenden Schleim, und zeigte ſich ganz muthlos und ſcheu. Durch einige angewandte Mittel wurde indeſſen der völligen Wuth vorgebeugt. Vielleicht wäre er ohnehin nicht ganz toll geworden, weil er die Kröte nicht verſchluckt, ſondern nur zerriſſen, und ſich gleich darauf heftig erbrochen hatte.

Dieſe Thatſachen verleiteten einen Naturforſcher im Jahre 1809 zu Feldkirch im Veralbergiſchen den Verſuch mit ſeinem Pudel zu machen. Er fraß die Kröte, aber nach vier Tagen hatte er alle Anzeigen der Waſſerſcheu, und mußte erſchoſſen werden. Herr W* zu Totis ging mit ſeiner Dogge an einem Sommer-Tage 1815 in ſein

gewöhnliches Kosthaus. Der Hund fand eine Landkröte, spielte einige Minuten mit derselben, und fraß sie stückweise auf. Noch am nähmlichen Tage verlor er alle Munterkeit, und am dritten Tage wurde er von der Wuth befallen.

Bemerkens werth ist es, daß die Hunde nur die lebendigen Kröten speisen, nie eine todte; auch daß so leicht kein Jagdhund, noch weniger aber die Windhunde eine Kröte verzehren. Auch hat man Beyspiele, daß Hunde die so genannte Feuerkröte (Bombina) ohne den geringsten Nachtheil auffraßen.

Siegellack.

Ludwig. Sagen Sie mir doch, lieber Vater, woher kommt es denn, daß das Siegellack mit dem sie den Brief versiegeln, so helle brennt?

Vater. Weil guter Gummilack und reiner Terpentin dabey ist.

Ludwig. Gummilack, Terpentin? lieber Vater, dieses alles kenne ich nicht. Sie erklären mir so gern, was ich nicht verstehe. Sagen Sie mir, ich bitte, was Gummilack und Terpentin ist.

Vater. Gummilack oder Schellack, auch Gummi Laccae ist das Harz eines Ostindischen Baumes. Du hast wohl auch schon in unserm Garten gesehen, daß die Kirschbäume Apricosen- und Zwetschkenbäume Harz ausschwitzen. Das Harz, welches jener Ostindische Baum ausschwitzt, ist ganz braunroth und wenig durchsichtig, es hat keinen Geschmack, und brennt

am Lichte. Man hat davon dreyerley Gattungen, feines oder ganz gereinigtes, mittleres oder halbgereinigtes, und schlechtes oder ganz unreines. Je nachdem das Siegellack feiner, mittlerer oder schlechter werden soll, nimmt man von diesen Gattungen Gummilack. Terpentin ist ein bleichgelbes, etwas durchsichtiges und hartes Harz. Der feinste kommt von dem Astatischen Terpentin-Baume; der nächst beste ist der Venezianische, den man aus den Tannen-Nadeln auskocht, und der gemeine ist jenes Harz, das die Fichten und Tannen ausschwitzen.

Ludwig. Ich erinnere mich, daß wir vor einiger Zeit im Tannenwalde einen Mann angetroffen haben, der dieses Harz von den Bäumen sammelte. Es giebt ja aber auch Terpentin-Oehl, mit dem die Mutter letzthin die Flecke aus meinem Mantel ausputzte, wie ich mit demselben an die neu-angestrichene Thür so anstreifte, daß die Oehlfarbe allenthalben daran hängen blieb.

Vater. Dieses Harz, welches man an den Fichten und Tannen sammelt, wird in einem Gefäße, welches mit einem tief hohlen Deckel bedeckt ist, der sich in eine herabgebogene Röhre endet, am Feuer geschmolzen. Das Flüssige steigt in Dünsten in die Höhe, setzt sich in den Deckel an, träufelt durch die Röhre heraus,

wird in einem Gefäße aufgefangen, und ist Terpentin-Oehl. Was in diesem Gefäße, das man gewöhnlich Kolben nennt, zurück bleibt, wird, so lang es noch flüßig ist, in hölzerne Geschirre gegossen, es erhärtet, wenn es kalt wird, und ist Colofonium oder Geigenharz, welches, wenn man es statt des Terpentins zum Siegellack setzt, macht, daß dieses am Lichte schwarz brennt.

Ludwig. Woher kommt denn aber die rothe Farbe des Siegellacks.

Vater. Man mischt Zinnober oder Mennig unter das Harz und Gummilack. Zinnober wird in Bergen gegraben, und ist nichts anders, als eine Vermischung des Schwefels und Queckſilbers, welche Vermischung die Natur im Inneren der Berge bewerkstelliget. Man kann aber auch künstlichen Zinnober bereiten, dessen rothe Farbe noch schöner, als die des natürlichen ist. Man reibt und mischt Schwefel und lebendiges Queckſilber miteinander, erhitzt die Masse beym Feuer so lange, bis sie in die Höhe steigt, und der Zinnober ist fertig.

Ludwig. Nun begreife ich, warum sie mir so oft verbathen, den Pinsel, der in Zinnober getaucht war, abzulecken, welches ich beym Illuminiren einige Mahle that. — Was ist denn aber Mennig?

Vater. Mennig ist eine rothe Farbe, die aus Bley bereitet wird, aber nicht so fein und kostbar als Zinnober ist. Nun werden wir bald alle Bestandtheile des Siegellacks haben. Kreide wird auch dazu genommen, damit die übrigen Materialien nicht zu leicht brennen und flüssig werden.

Ludwig. Sagen Sie mir nun auch, wie Siegellack bereitet wird.

Vater. Je nachdem man eine Art Siegellack machen will, wählt man die Materialien dazu fein oder schlecht. Zum Beyspiele: zum schlechten nimmt man Mennig statt Zinnober, schlechtes Gummilack, Kolofonium und unreinen Terpentin. Zu den feinen Arten nimmt man verhältnißmäßig eine größere Portion feiner Materialien. Zu dem schönen feinen Siegellack, wovon das Pfund zwey Gulden kostet, nimmt man 16 Loth Schell-Lack 12 Loth Venetianischen Terpentin, acht Loth Zinnober, vier Loth feine Kreide, und ein halb Loth Storax, welches ein wohlriechendes Harz ist. Das Gummilack wird zu Pulver gestossen, und zuerst mit Terpentin so lange in einem feuerfesten Tiegel im Feuer gehalten, bis die Masse keine Blasen mehr gibt. Alsdann werden Farbe und Kreide, welche letztere fein gesiebet seyn muß, dazu gethan, die Masse wird fleißig umgerührt, daß sich alle Theile gleich

und innig vermischen, und so lange im Feuer flüßig erhalten, bis sie so dick ist, daß sie sich in Faden ziehen läßt. Dann wird mit einem eisernen Löffel so viel Masse heraus genommen, als man zu einer Stange braucht, und auf eine Kupfer- oder Marmorplatte gelegt, die in einem Tische eingesetzt ist, und durch ein darunter stehendes Becken mit Kohlen gelind erwärmet wird. Hier läßt man sie so abkühlen, daß man sich die Finger nicht verbrennt. Man nimmt dann den Glätter, das ist, ein Bret aus hartem Holze, welches oben einen Handgriff und unten eine Stahl-Platte hat, und wälzt mit demselben das Siegellack auf der Platte so lange hin und her, bis die Stange durchaus gleich ist, und die Länge des Glätters hat. Andere haben auch Formen aus Gyps, die sechs und mehrere Oeffnungen haben, die so groß und so tief als eine Lackstange sind: in diese gießen sie die noch flüssige Masse, und lassen sie darin erkalten. Durch das Walzen wird die Farbe matt. Deßwegen hält man die Stangen über ein gelindes Kohlenfeuer, bis ihre Oberfläche schwitzt, wodurch sie glänzend wird. Dann wird der Nahme des Verfertigers, gewisse Zeichen und Wappen mit einem heißen eisernen Stämpel darauf gedruckt.

Ludwig. Nun verstehe ich alles wohl. Aber wie kann man das gute Siegellack von dem

schlechten unterscheiden? Es könnte sich wohl treffen, daß ich einst eines kaufen müßte.

Vater. Am sichersten ist es, wenn man das Siegellack gleich beym Lichte probirt. Es muß nach dem Siegeln eine lebhafte glänzende Farbe haben, beym Siegeln keinen widrigen Geruch geben, hell brennen, leicht flüßig werden, und sich fest mit dem Papiere verbinden.

Ludwig. Ich habe aber auch schon Siegellack gesehen, welches beym Siegeln besonders gut riecht.

Vater. Zu diesem ist viel Storax, Bernstein, Moskus und andere derley Wohlgerüche zugesetzt; sie sind aber kein nöthiger Bestandtheil.

Ludwig. Auch haben Sie den letzten Brief mit der Nachricht von dem Tode ihres Freundes schwarz versiegelt erhalten, wie wird dieses Siegellack bereitet?

Vater. Man nimmt statt der rothen Farbe Kienruß oder Frankfurter-Schwärze zu den übrigen Bestandtheilen. Bey diesem Siegellack darf viel Kolofonium sey. Man macht auch noch grünes Siegellack, wozu Grünspan, nebst etwas wenigem gelben Wachs und Bernstein, oder Gummigut, goldbraunes, wo Goldschaum, blaues, wo Ultramarin und dergleichen statt der rothen Farbe zugesetzt ist.

Ludwig. Ist es wohl schon lange, daß man das Siegellack zu verfertigen erfunden hat? Warum nennt man es auch Spanisches Wachs?

Vater. Man glaubt, daß unser jetziges Siegellack um das Jahr 1550 erfunden worden ist. Man nannte es damahls schon Spanisches Wachs, vielleicht seiner Neuheit wegen, denn alles, was jemanden fremd oder selten vorkam, nannte man damahls Spanisch, oder man wollte dieses neue Product mehr empfehlen, wenn man es für ausländisch ausgab, oder der Gebrauch desselben wurde in den Spanischen Niederlanden zuerst eingeführt. Vor Erfindung des Siegellacks siegelte man auf verschiedene Art. Die Morgenländer färbten ihren Siegelring mit einer, schwarzen Farbe, und drückten ihn auf Briefe und Urkunden. Dieses thun auch jetzt noch viele, um die Ausgaben für Siegellack zu ersparen. Man bediente sich später, besonders um Briefe zu versiegeln, einer Art Thon, die man Siegelerde nannte, in der Folge aber siegelte man mit Wachs, welches verschieden gefärbt wurde, mit geschmolzenen Metallen, mit Kleister, mit Oblaten, und endlich erst mit Siegellack. Die Siegel von Wachs waren bey Urkunden meistens in Kapseln eingedrückt, um sie vor Beschädigungen zu sichern.

Der Geburtstag.

Moritz, der Sohn eines Land-Edelmannes, war ein munterer und lebhafter Knabe, aber er war auch fleißig, gutgesittet und besonders mitleidig gegen Arme. Mehr als die Hälfte seines Taschengeldes theilte er unter die Nothleidenden, wußte immer den Dürftigsten zu wählen, und gab am liebsten, wenn er von niemanden bemerkt wurde. Es kam sein eilfter Geburtstag. Da gab es Glückwünsche von allen Seiten und Angebinde in der Menge, worunter von seinen Aeltern und Großältern ansehnliche Geschenke an Geld waren; denn diese wußten, daß er immer einen guten Gebrauch davon machen würde.

Moritz war froh und vergnügt. Ha! dachte er, mein Lehrer sagte mir erst gestern: nur der feyert seinen Geburtstag recht, der an demselben anfängt, weiser und besser zu werden. Alles bereitet mir heute Vergnügen und Freuden, auch ich will andere fröhlich machen. Wäre nur

Georg, der Sohn unsers Gärtnergesellen, mein Spielgesellschafter bey mir, wie gern wollte ich mein Vergnügen mit ihm theilen. Aber er ligt krank zu Hause. Er und sein Vater sind elend: ein gefährliches hitziges Fieber hält sie schon drey Tage im Bette. Werden sie sich wohl pflegen können? Der Vater kann nichts verdienen, weil er krank ist, und die Mutter wird wohl auch das Taglohn nicht arbeiten können, weil sie die Ihrigen pflegen muß. Niemand ist der Hülfe würdiger, als diese guten, braven Leute. — Eilig ging er in sein Studier-Stübchen, nahm eine Banknote von fünf Gulden, schloß sie in ein Billet, versiegelte dieses, übergab es einer alten Kindeswärterinn, die er, weil sie ihn erzogen hatte, sehr liebte, und oft zu solchen wohlthätigen Handlungen brauchte; er geboth ihr strenges Stillschweigen, und schickte die Gabe dem kranken Gärtnergesellen. In dem Billete versprach er ihm, daß er seiner noch ferners gedenken wolle. Dankbar hoben die Kranken, als sie die wohlthätige Gabe erhielten, ihre matten Hände gegen Himmel, und bathen um Glück und Segen für den braven jungen Herrn. Thränen benetzten ihre blassen Wangen, und mit gerührten Herzen ließen sie ihm tausend Dank sagen.

Moritz war damit noch nicht zufrieden. Er ging zu seiner Mutter, und bath sie, ihm nur

eine Bitte am Geburtstage gewiß zu gewähren. Die Mutter versprach es ihm, weil sie meinte, daß er nichts Unvernünftiges oder Schädliches begehren könnte. Da bath er sie, den Arzt des Dorfes zu den zwey Kranken zu schicken, die Arzeney für sie zu bezahlen, und die nöthigen Speisen, die ihnen dieser etwa erlauben würde, zu reichen. Sorgfältig aber verschwieg er die Gabe, die er ihnen schon geschickt hatte. Die Mutter war über diese Bitte erfreuet, und da sie ihm dieselbe nie abgeschlagen hätte, so gewährte sie sie ihm am Geburtstage um desto lieber. Moritz erkundigte sich täglich um die Kranken; er war sehr besorgt, daß ihnen Suppe und andere Speisen, die der Arzt erlaubt hatte, zur rechten Zeit geschickt wurden, und unterließ nicht, ihnen wöchentlich eine Gabe von seinem Spargelde durch die alte Wärterinn zu reichen. Moritz erfuhr mit Vergnügen, daß sich die Krankheit besserte. Die Kranken genasen allmählig, und nach drey Wochen konnten sie schon das Zimmer verlassen.

Es war an einem Sonntage. Moritz war recht munter und vergnügt. Er spazierte eben mit seiner Flinte im Zimmer auf und ab, und seine gute Mutter spielte ihm den Marsch auf dem Piano-Forte dazu, als der Gärtnergeselle mit seinem Sohne in das Zimmer trat. „Guter junger Herr!“ sagte da der Kleine, daß wir noch

dieſes Zimmer betreten können, haben wir nächſt Gott Ihnen zu danken. Unſer erſter Gang war in die Kirche, um Gott für unſere Geneſung zu danken, den zweyten Dank müſſen wir Ihnen abſtatten. „Wir wiſſen alles", fuhr der Vater weiter fort, „Sie gaben ihrer Mutter zuerſt von unſerer Krankheit Nachricht, und Sie, gnädige Frau, obwohl ſie Nothleidende immer gern unterſtützen, haben es gewiß noch viel lieber auf die Bitte Ihres guten Sohnes gethan. Tauſend Dank Ihnen und dem guten Kinde. Aber das wiſſen Sie vielleicht nicht, gnädige Frau — — mir ligt es auf dem Herzen, ich ſollte zwar nicht — aber ich muß es ſagen — — Ihr lieber, guter Sohn hat ſein Angebinde am Geburtstage mit uns Armen getheilt, und jeden Sonnabend eine reichliche Gabe uns zugeſchickt. Gott ſegne ihn dafür; Sie gnädige Frau hat Gott ſchon geſegnet, da er ihnen einen ſo guten Sohn gab."

Moritz, der ſchon vorher dem Gärtnergeſellen durch Zeichen Stillſchweigen befohlen hatte, erröthete, wie das Geheimniß entdeckt wurde. Die Mutter aber ſchloß den guten Sohn in ihre Arme, drückte ihn gerührt an das Mutterherz, und ſagte: „Gutes Kind, fahre ſo fort, Mitleiden mit dem Elende Anderer zu haben, und es zu lindern, wo du kannſt, ſo wird Gottes Segen mit dir ſeyn." Der Sohn verſprach es. Der

Gärtnergeselle und sein Sohn gingen frohes Muthes nach Hause, und wenn sie je ihrer Herrschaft zugethan waren, so dienten sie ihr jetzt mit aller Liebe und allem Fleiße. Moritz wuchs mit menschenfreundlichen Gesinnungen und guten Handlungen zum edlen Manne heran. Er konnte dabey immer froh seyn, er wurde von Allen geliebt und geachtet. Als er in den Besitz des väterlichen Erbgutes kam; spendete er Wohlthaten auf allen Seiten, und suchte die Dürftigen auf, um ihnen Hülfe zu reichen. Man nannte ihn den Vater der Armen, und nur dann legte er sich vergnügt zu Bette, wenn er an dem Tage eine wohlthätige Handlung verrichtet hatte. Er lebte bis ins Greisenalter, und sein Grab wurde von den Thränen der Armen benetzt. Noch jetzt wird sein Nahme in dieser Gegend mit Achtung genannt; und die Ältern erzählen mit Rührung ihren Kindern, wie sie durch seine Wohlthaten unterstützt, wie sie menschenfreundlich in ihren Drangsalen von ihm getröstet worden sind.

Aegypten.

Da meine jungen Leſer Ägypten aus der bibliſchen Geſchichte kennen, und dasſelbe auch noch jetzt oft nennen hören, ſo wird es ihnen nicht unangenehm ſeyn, hier zu finden, wie Ägypten jetzt beyläufig beſchaffen ſeyn mag. Ägypten ligt im heißen Africa. Es hat eigentlich nur zwey Jahrszeiten, Sommer und Frühling. Der Sommer fängt mit Ende März an, und dauert bis in den November: Frühling iſt dann, wenn bey uns Winter iſt. Im Sommer iſt der Himmel heiter, die Luft trocken, und unausſtehlich heiß. Im April werden die Feldfrüchte ſchon geerntet. Gleich nach der Ernte ſterben alle Pflanzen, Gräſer und Gewächſe von der großen Hitze ab, der Boden iſt wie verſengt. Nur an den Ufern des Nil-Stromes ſieht man noch einige Melonen, Gurken. Das Land ſcheint öde zu ſeyn. Die meiſten Vögel flüchten ſich nach den nördlichen Ge-

genden, und die Landthiere werden matt und traurig, stürzen sich in den Strom, um sich noch einige Kühlung zu verschaffen. Dieser Zustand bleibt bis zur Ueberschwemmungszeit.

Der Nil, dieser für die Aegypter so wohlthätige Fluß, fängt im Anfange des Julius an, aus dem Ufer zu treten. Er verbreitet sich durch viele Canäle allenthalben im Lande, ergießt sich immer weiter, und überschwemmt nach und nach das ganze Mittel-Ägypten oder so genannte Nil-Thal. Die Ueberschwemmung dauert bis in den October, oder bis zu Anfange Novembers. Alle Einwohner sehen derselben mit Sehnsucht entgegen. Je höher das Wasser steiget, desto weiter breitet es sich aus, befruchtet den Boden, und macht Hoffnung zu einer gesegneten Ernte für das künftige Jahr. Selten steigt das Wasser zu hoch, wo es nachtheilig ist, weil alsdann die Felder zu lange Zeit unter dem Wasser stehen, und die Bearbeitung derselben verhindert oder verspätet wird. Die Einwohner begeben sich auf die erhabneren Plätze, und warten ruhig das Fallen des Wassers ab.

Zur Ueberschwemmungszeit wird die Luft durch die Ausdünstungen des überall ausgebreiteten Wassers abgekühlet. Aegypten gleicht dann einem großen See, aus welchem die auf Hügeln gebauten Städte, Flecken und Dörfer in schöner Ab-

wechſelung hervorragen. Hochgebaute Landſtraßen verbinden ſie mit einander, daß man zu Lande von einem Orte in den andern kommen kann. Kleine Wälder von grünen Palmen, Acazien und andern Bäumen ſtrecken hin und wieder ihre Wipfel aus dem Waſſer hervor, und verſchönern den Anblick; unzählige Bothe und Fahrzeuge ſchwimmen auf dem unüberſehbaren See. Damahls kann man zu Schiffe in kurzer Zeit von der entfernteſten Gegend zur andern kommen. Der Anblick dieſes Landes von einem erhabenen Orte iſt zu dieſer Zeit herrlich und einzig in ſeiner Art.

Der Frühling iſt nicht ſo heiß: die noch feuchte Erde und erfriſchende Winde kühlen die Luft ab. Da wird auf dem Felde fleißig gearbeitet; jetzt blühet und grünet alles. Gleich nach dem Abfluße des Waſſers werden die Felder bearbeitet, die Früchte geſäet, alle Gewächſe ſproßen hervor, und das ganze Land gleicht einer einzigen blühenden Wieſe, die mit Canälen durchſchnitten iſt. Im December und Jänner verlieren die Bäume ihr Laub, und die neuen Blätter brechen ehe hervor, als die alten abgefallen ſind.

Man ſagt gewöhnlich, daß es in Aegypten nicht regnet. Dieſes gilt aber nur von den höheren ſüdlichen Gegenden: in dem Theile, der nahe an dem Meere liegt, regnet es manchmahl häufig und ark. Den Mangel des Regens er-

setzt die jährliche Ueberschwemmung des Nils und ein starker Thau, der hier im Sommer stärker als im Winter fällt. Ueberhaupt ist der Nil eine wahre Wohlthat für Aegypten.

Nebst der wohlthätigen Ueberschwemmung ist die Schiff-Fahrt auf dem Nil leicht und bequem. Sein Wasser ist das einzige Getränk der Aegypter, und so wohlschmeckend, daß sie in der Fremde nichts mehr vermissen, als ihr Wasser aus dem Nil. Alle andern Brunnen und Quellen enthalten bitteres und salziges Wasser, das kaum zum Wässern der Felder und zum Tränken des Viehes brauchbar ist. Deßwegen wird auch das Nil-Wasser allenthalben durch Canäle hingeleitet.

Die Winde wehen häufig, und kühlen die Luft etwas ab, und sind dadurch sehr nützlich. Aber ein Südwind, den die Eingebornen Chamsim nennen, ist sehr gefährlich. Er kommt gewöhnlich stoßweise; zum Glücke hält er nicht lange an, manchmahl dauert er nur eine, zuweilen einige Stunden, selten über drey Tage. Wenn er zu wehen anfängt, trübt sich der Himmel, die Sonne scheint von dem heißen brennenden Sande, den er in den Wüsten des innern Africa aufhebt, und mit sich fortführt, blutroth. Dieser Sand ist so fein, daß er auch in verschlossene Thüren und Kästen dringt. Mit dem Winde kömmt zu-

gleich die unerträglichste Hitze, die den ganzen Körper durchdringt, und kaum Athem hohlen läßt. Man kann sich an nichts abkühlen, weil alle Dinge, die sonst ihrer Natur nach kalt sind, wie Eisen, Marmor, Wasser u. d. gl. schnell erhitzt werden.

Während des Windes wagt sich niemand ins Freye; jeder verschließt sich in die abgelegensten Zimmer. Der Reisende, den dieser Wind in der Wüste überfällt, ist verloren — in einer kurzen Zeit erstickt er.

Im Allgemeinen ist die Luft in Ägypten gesund. Wenn auch manchmahl die Pest in diesem Lande gewüthet hat, so ist sie gewiß von den Schiffen, die von Constantinopel oder Smyrna kamen, durch Kleidungsstücke und Waren dorthin verbreitet worden; aber die Augenkrankheiten sind in Aegypten sehr gewöhnlich, woran die starke Hitze, der feine Staub, und die Gewohnheit, daß sie unter freyem Himmel schlafen, und sich stark bethauen lassen, Ursache seyn mag.

Der Boden ist sehr fruchtbar; wegen der Ueberschwemmung des Nils, welcher fetten Schlamm auf die Felder bringt, ist kein Düngen nöthig. Vom schädlichen Wetter, Hagel und Schlossen hat der Landmann nichts zu fürchten. Der Ackerbau erfordert auch geringe Mühe. Alle Ge-

treidearten, Reiß und Spelt oder Ägyptisches Korn werden häufig gebauet. Saflor, ein Färbekraut, Zuckerrohr und der Lotusbaum, deſſen Wurzeln knollig ſind, und wie Kartoffeln ſchmecken, werden häufig gepflanzt. Hier findet man die Papierſtaude, ein Schilfgewächs des Nils, aus deſſen Mark ſchon in älteſten Zeiten Papier verfertiget wurde; hier wachſen Sennesblätter, Aloe, Jelappe, Coloquinten, die Baumwollenſtaude, Dattel-Bäume, und der wahre Acazien-Baum, der das Arabiſche Gummi ausſchwitzt. Auch der Johannisbrot-Baum wird hier gepflanzt. Mit Weinhecken werden Gärten und Felder umzäunt. Die Trauben werden gegeſſen, aber nicht zu Wein gekeltert. Deſto häufiger ſäet man den Opium-Mohn. Wenn deſſen Köpfe noch nicht ganz reif ſind, wird in dieſelben ein Einſchnitt gemacht, aus welchem ein Saft kömmt, der durch die Luft verdickt wird, und Opium heißt, welches berauſcht, und den Schlaf befördert. Wenn man mehr davon nimmt, bringt es eine Art von Wuth hervor. Es ſieht ſchwärzlich aus, hat einen üblen Geruch und beißenden Geſchmack. Auch die Geſträuche, von denen man Manna ſammelt, das in der Apothecke ſo häufig gebraucht wird, ſtehen in vielen Gegenden. Roſen werden in Aegypten allgemein gepflanzt, daher bereitet man hier viel Roſenwaſſer. Die Gartenblumen riechen hier ſtär-

ker als die unsrigen. Doch hat Aegypten Mangel an Brenn- und Bauholz. Der gemeine Mann muß Stroh, Stauden, Schilf und Mist brennen, der Reiche läßt sich Holz aus fernen Gegenden kommen.

Die Aegypter halten viele Hausthiere: schöne und schnelle Pferde, Rindvieh, Esel, Maulthiere zum Reiten und Lasttragen, Kamehle, Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen, auch Hunde und Katzen. Jene so genannten Türkischen Hunde, die kein Haar auf der Haut haben, leiden sie nicht in ihren Häusern, sondern viele derselben laufen in der Stadt und auf dem Lande ohne Herren herum. Hühner und Tauben werden in der Menge gezogen. Jeder, der verheirathet ist, und eine eigene Haushaltung hat, muß ein Taubenhaus halten, daher gibt es eine große Menge derselben in allen Gegenden. Im Winter, wo die Hühner nicht brüten, werden die Eyer derselben künstlich ausgebrütet. Man hat Brutöfen, welche von unten so geheitzt werden, daß sie eben so viel Wärme halten, als die Henne hat, wenn sie über den Eyern sitzt. In diese Oefen werden die Eyer auf Stroh gelegt, die Wärme wird immer gleich erhalten, und nach ein und zwanzig Tagen brechen aus den Schalen die kleinen Hühner heraus.

Die Bienenzucht wird eifrig betrieben, und hat dieſes Beſondere: wenn die Bäume und Felder neuerdings grün werden, ſo bringen die Aegypter ihre Bienenſtöcke auf Schiffe; jeder Hausvater bezeichnet die ſeinigen mit einem gewiſſen Zeichen, um ſie zu kennen. Iſt das Schiff hinlänglich beladen, ſo fährt der Schiffer ab, und hält an einem Orte an, wo er glaubt, daß die Bienen viel Honig finden werden. Dieſe ſchwärmen den ganzen Tag herum, und kommen ſicher des Abends mit Honig ſchwer beladen zurück. Nach einigen Tagen, wenn er glaubt, daß ſie nicht mehr viel Honig hier finden werden, fährt er mit dem Schiffe weiter, und dieſes macht er einige Monathe fort, wo er dann, wenn die Bienenſtöcke voll Honig ſind, nach Hauſe zurück kehrt.

Ägypten hat auch viele ſchädliche Thiere. In den wüſten Gegenden giebt es Löwen, Panther, Hyänen, Schakale, Wölfe; in andern Gegenden findet man Affen, Füchſe. Nützlich ſind wieder die Haſen, Fiſchottern, die Steinböcke, Gemſen und Gazellen; die Straußen wegen der Federn, und die Raubvögel dadurch, daß ſie nach der Ueberſchwemmung die Äſer wegfreſſen, ſo wie die Kraniche, Ibiſe und Störche, die das Land von Fröſchen, Eidechſen, Schlangen und anderm Ungeziefer reinigen.

Zwey Thiere sind dem Nile fast eigen, das Nilpferd und der Krokodill. Das Nilpferd ist nach dem Elephanten fast das größte Landthier. Es wiegt vier tausend Pfund; es hat ein großes Maul mit acht langen Zähnen. Es ist sehr gefräßig, nährt sich von Baum- und Feldfrüchten, ligt am Tage im Sumpfe oder Schilfe, und geht nur des Nachts seiner Nahrung nach. Da es den Getreidefeldern großen Schaden thut, so sucht man es zu fangen, oder zu erlegen, oder doch wenigstens durch Feuer zu verjagen, wovor es sich fürchtet. Man streuet ihm daher Bohnen oder Wicken hin, die es begierig frißt, und die in ihm einen heftigen Durst erregen. Um ihn zu löschen, säuft es übermäßig, wovon die trocknen Bohnen und Wicken im Magen so aufschwellen, daß das Thier daran sterben muß. Den Menschen greift es nie an, außer wenn es selbst von ihm angegriffen wird, aber mit den Krokodillen lebt es in einem ewigen Kriege. Aus seinem Specke, der gewöhnlich tausend Pfund wiegt, siedet man Thran; die Zähne werden wie Elfenbein verarbeitet, und noch höher als dieses geschätzt; aus der Haut derselben macht man Reitruthen und Spazierstöcke.

Gefährlicher für den Menschen ist der Krokodill, der sich im Nil und in allen großen Gewässern von Africa aufhält. Er ist der Eidech-

se an Gestalt ähnlich, zwanzig Fuß lang, im Rachen mit starken spitzigen Zähnen und an den Füßen mit starken Klauen bewaffnet. Er sieht vor und hinter sich. Seine größte Stärke ligt im Schwanze, mit dem er Menschen und Thiere zu Boden schlägt, und kleine Schiffe umstürzet. Er kann sehr schnell laufen, zum Glücke aber außer dem Wasser sich nicht drehen und wenden. Er hält sich immer nahe am Wasser auf. Er springt auf Menschen und Thiere gierig los, schlägt sie mit dem Schwanze nieder, und verschlingt sie. Zuweilen stellt er sich todt, indem er auf dem Rücken fortschwimmt oder am Ufer ligt; läßt sich aber ein Mensch oder ein Thier dadurch täuschen, so sind sie verloren.

Die Ägypter leben, im Ganzen genommen, sehr mäßig. Die gemeine Menschen-Classe begnügt sich mit schlechtem unschmackhaften Brote von Indianischer Hirse mit Wasser und rohen Zwiebeln. Die Vornehmern lieben eine Speise, die aus gekochtem Reiß, welcher stark mit Safran gewürzt, und mit Geflügel besetzt ist, und Pillau heißt; doch auch Ragouts, Haschee, Karbonaden, Tauben und anderes Geflügel, Melonen, gefüllte Gurken, Obst und Backwerk essen sie gern. Zur Nacht essen sie nur Geflügel, Gemüse und Früchte.

Alles Essen wird in kupfernen, verzinnten Geschirren aufgetragen. Die Tischgesellschaft sitzt auf Teppichen um den Tisch herum. Servietten sind nicht gebräuchlich, rings um den Tisch herum geht ein langes Tuch, von dem jeder Gast einen Theil nimmt. Die gemeineren Leute essen auf irdenen Geschirren. Messer und Gabel sind nicht üblich; die Speisen werden schon klein zerschnitten auf den Tisch gegeben, und mit den Finger zum Munde gebracht.

Das gewöhnliche Getränk ist Nil-Wasser. Das gemeine Volk trinkt eine Art Bier, welches aus Wasser mit eingerührtem Gerstenmehle bereitet wird. Kaffeh wird sehr stark getrunken, man nimmt aber weder Milch noch Zucker dazu. Auch Orangenblüthen- oder Zimmt-Wasser wird hier und da getrunken.

Die übrige Lebensart der Ägypter ist sehr einförmig. Sie stehen gemeiniglich früh auf, besuchen, da die meisten Mahomedaner sind, die Moscheen (ihre Kirchen), darauf die Kaffeh-Häuser, gehen spät zu ihren Geschäften, endigen diese so früh als möglich, und bringen die übrige Zeit mit Nichtsthun, mit Besuchen oder in den Kaffeh-Häusern zu. Deßwegen liegen auch alle Gewerbe darnieder; wäre die Erde nicht von selbst so fruchtbar, so würde Ägypten, welches im Alterthume oft die Kornkammer genannt

wurde, kaum den nöthigen Unterhalt liefern. Die Wissenschaften werden gar nicht betrieben. Der Sohn eines Vornehmen lernt höchstens lesen und schreiben, und wenn es hoch kömmt, den Koran, (ihr Religionsbuch) verstehen. Wächst er weiter heran, so wird ihm im Reiten Unterricht gegeben, und er lernt seine Waffen mit Geschicklichkeit zu führen. Selbst die Arzneywissenschaft wird schlecht getrieben. Die Ärzte verschreiben meistens den Kranken, was ihnen am meisten schmeckt.

Auf Kleidung aber halten die vornehmen Ägypter viel. Unter dem Hemde tragen sie grosse Beinkleider und leinene oder feinlederne Pantoffel. Darüber werden sehr weite und lange gewöhnlich rothe Beinkleider angezogen. Nun kommt eine Art von Schlafrock von leichtem Ostindischen oder Spanischen Zeuge, darauf der Kaftan, ein Gewand von der nähmlichen Gestalt, nur etwas weiter, und gewöhnlich von reicherem Stoffe. Es wird mit einem breiten kostbaren Gürtel um den Leib festgebunden, in dem ein langes großes Messer in einer mettallenen Scheide steckt. Ueber den Kaftan wird wieder ein noch weiteres Kleid getragen, welches im Winter mit Pelz gefüttert ist, und über dieses kommt erst ein langer weiter Mantel vom baumwollenen Zeuge, welches das eigentliche Staats-

kleid ist. Der Kopfputz ist eine Mütze von Filz oder Tuch, welche auf sehr verschiedene Art mit Leinwand oder Wollenzeug umwunden ist.

Die weibliche Kleidung ist fast wie jene der Männer, nur daß sie gewöhnlich von feinerem Stoffe ist. Wen Frauenzimmer ausgehen, haben sie meistens einen Mantel von Leinwand, über welchen ein noch größerer schwarzer Schleyer bis zur Erde, herabhängt. Ihr Kopfputz besteht in einem kostbaren Ostindischen Schnupftuche, das sie um den Kopf winden, und mit Edelgesteinen oder mit einer doppelten Perlenschnur schmücken. Macht eine vornehme Ägypterinn Besuche, so nimmt sie mehrere Sclavinnen mit, die ihr ein großes Gepäcke von Kleidern nachtragen. Nach dem Eintritte bey ihrer Freundinn wird ihr der Mantel mit dem Schleyer abgenommen. Hat sie sich ein halbes Stündchen mit ihrer Freundinn unterhalten, so lassen sich beyde umkleiden. Dieses Umkleiden wird wohl sechs bis achtmahl wiederholt, wenn der Besuch lange dauert, und jedesmahl sucht eine die andere am Putze zu übertreffen. An den Fingern tragen sie Ringe mit Edelsteinen, ihr Haar salben sie mit kostbaren Oehlen, das Gesicht waschen sie mit Rosenwasser, ihre Kleider räuchern sie mit duftendem Aloe-Holze, die Augenbraunen färben sie

bedeckt ist; den Fußboden schmücken schön gearbeitete Matten, die Wände sind oft mit dem schönsten Marmor belegt, und die Decke zierlich bemahlt. Die Sopha ist bequem und reich verziert. Die Frauen haben in dem Hause eine abgesonderte Wohnung, und mit ihren Sclavinnen eine eigene Haushaltung, einen eigenen Saal, eine Küche, und die übrigen Gemächer, die sie sonst nöthig haben.

Die Dächer der Häuser sind durchgängig platt, und zum Theil mit schönen Geländern umgeben, daß man in Sicherheit darauf spazieren gehen kann. Dort genießen die Aegypter die Abendkühle. Manchmahl sind sie mit Blumen und kleinen duftenden Bäumen geziert; manchmahl sind auch kleine Zelte darauf ausgespannt, unter welchen sie öfters schlafen. Neben den Häusern sind oft Gärten angelegt.

Die Wohnungen der Gemeinen sind größten Theils niedrige, ungesunde, schmutzige Hütten von Lehm oder Erde. Einige leben auch unter Zelten.

Die Aegypter sind von Natur gutmüthig und munter, doch ohne Bildung und Unterricht, dabey sind sie träge, abergläubisch, und ergreifen jede Gelegenheit, sich fremdes Eigenthum zu verschaffen. Daher kommen die häufigen Räubereyen in den einsamen Gegenden Aegyptens. Sie bestehlen selbst die Schiffe, die dort vor Anker liegen, und

hundert ein und dreyßig Jahre vor Christie Gburt von Alexander dem Großen erbauet. Cairo eine Stadt mit mehr als zweymahl hundert tausend Einwohnern.

Etwas vom Schwerpuncte. Kleine Kunststücke.

Wenn man ein Linial beyläufig in der Mitte quer auf den Finger legt, und so lange hin und her schiebt, bis sich weder das eine noch das andere Ende desselben herabsenkt, so sagt man, das Linial ist im Gleichgewichte. Der Punct, auf welchem es ligt, heißt der Schwerpunct. Will ich den Schwerpunct eines Löffels finden, so lege ich ihn quer auf die Schneide eines Messers, und schiebe ihn so lange hin und her, bis er sich auf keine Seite neigt, und also im Gleichgewichte steht. Der Punct, welcher denselben unterstützt, heißt der Schwerpunct. Wiegt man eine Sache, z. B. Zucker, so legt man in die eine Wagschale den Zucker, in die andere so viel Gewicht, als der Zucker Schwere hat; dadurch kommt der Querbalken, an dem die Wagschalen befestiget sind, ins Gleichgewicht; das Zünglein, welches zwischen dem Kloben ist,

steht senkrecht in demselben in die Höhe, und der Punct unter demselben in der Mitte des Querbalkens ist der Schwerpunct. Will man den Schwerpunct an einem runden hölzernen Teller finden, so lege man dasselbe horizontal auf die Spitze eines Messers, und schiebe ihn so lange hin und her, bis er auf derselben ruhet, und dadurch vom Falle gesichert ist.

Der Schwerpunct bey einer Kugel, die aus einerley Materie besteht, ligt im Mittelpuncte derselben.

Wenn man überhaupt den Schwerpunct eines Körpers finden will, so hänge man ihn an einem Faden an, und stelle sich vor, daß sich der Faden mitten durch den Körper in gerader Richtung verlängere, wie bey einer Kugel, durch die mitten ein Loch gebohrt, und wo durch dasselbe der Faden gezogen ist. Der Punct, wo dieser Faden liefe, ist der Schwerpunct, und der Körper hat auf allen Seiten des Fadens gleich viel Gewicht. Soll also dieser Körper stehen, so muß er auf den Schwerpunct gestellt werden; denn nur dann ist ein Körper vor dem Falle sicher, wenn er mit dem Schwerpuncte die Unterlage berührt, oder in senkrechter Linie mit der Grundfläche ist, und deswegen von allen Seiten gleich viel Gewicht hat. Der Ort, auf welchem der Schwerpunct

ruhet, heißt die Grundfläche. So ist bey den obigen Beyspielen der Finger, die Schneide, bey dem Teller die Spitze des Messers die Grundfläche.

Der Schwerpunct berührt aber nicht unmittelbar die Grundfläche bey einem stehenden Körper, aber die Linie, welche man sich vom Schwerpuncte verlängert vorstellet, muß innerhalb der Grundfläche eintreffen. So zum Beyspiele steht der Mensch auf zwey Füßen. Der Schwerpunct ligt in der Gegend zwischen den zwey Hüften. Ziehet man von demselben eine senkrechte Linie, so fällt sie innerhalb der Fläche, die zwischen seine Füße auf dem Boden gezeichnet werden kann. Viele tragen auf dem Kopfe die Last leichter, weil sie in gerader Linie mit dem Schwerpuncte ist, und in senkrechter Linie auf die Grundfläche drückt. Trägt man eine schwere Last vor sich mit den Händen, so wird man sich rückwärts halten, da hingegen der, welcher etwas am Rücken trägt, sich vorwärts beugen muß. Beydes geschieht um mit dem Körper, den man trägt, im Gleichgewichte zu seyn, damit jene senkrechte Linie, die man vom Schwerpuncte zieht, nicht außerhalb seiner Grundfläche eintrifft, wo dann der Mensch fallen müßte. Die Stalleute tragen gewöhnlich den Pferden das Wasser in zwey Ei-

mern zu. Sie halten in jeder Hand einen, und gehen dabey leichter, als wenn sie nur in der einen Hand einen Eimer trügen; denn mit dem einen Eimer würde der Körper außer die Linie gezogen, und durch den zweyten wird ihm das Gleichgewicht wieder gegeben.

Ein Körper kann schief, aber dennoch fest stehen, wenn jene senkrechte Linie nur nicht außerhalb seiner Grundfläche auf den Boden fällt. Der Mensch kann sich etwas vorwärts, rückwärts und auf beyde Seiten neigen, ohne zu fallen, und ohne die Füße zu verrücken, und zwar um desto mehr, je weiter seine Füße nach der Richtung, in welcher er neigen soll, auseinander stehen. Man steht daher fester, wenn man die Füße in mäßiger Entfernung vorwärts und zugleich etwas seitwärts aus einander setzt, wie die Stellung ist, welche in der Tanzkunst die vierte Position genannt wird, als wenn die Füße nahe zusammen stehen.

Ich bitte meine jungen Leser, diesen Absatz ein Paar Mahle aufmerksam zu durchlesen, um die Lehre vom Schwerpuncte gut zu verstehen, dann können sie sich mit folgenden Stücken, die sich auf die Lage des Schwerpunctes beziehen, einen Spaß machen.

1. Jemanden so zu stellen, daß er nicht auf einem Beine stehen könne.

Man lasse ihn gerade mit einer Seite an eine Wand stehen, so daß das eine Bein vom Fuße bis an die Hüfte die Wand berührt. In dieser Stellung ist er nicht im Stande, das andere Bein von der Erde zu bringen; denn so bald er es thut, ist sein Schwerpunct nicht mehr unterstützt, und er muß fallen.

2. Jemanden so zu stellen, daß er nicht im Stande sey, etwas von der Erde vor seinen Füßen aufzuheben.

Man lasse ihn mit dem Rücken an einer Wand stehen, so, daß die Ferſen die Wand berühren, so wird er bey jedem Versuche, sich vorwärts zu beugen, um die vor seinen Füßen liegende Sache aufzuheben, in Gefahr seyn, zu fallen, weil sein Schwerpunct nicht mehr unterstützt ist. Man muß jedoch die Bedingung nicht vergessen, daß er die Knie nicht beugen dürfe. Daß kein Anhalten mit der Hand erlaubt werde, versteht sich von selbst.

3. Wie weit man um sich her etwas von der Erde aufnehmen könne.

Wenn einer sich frey hinstellt, die Füße dicht neben einander, und die Knie gerade gehalten,

so ist er nicht im Stande, ein Stück Geld oder dergleichen von der Erde aufzuheben, welches etwa zwey Fuß vor ihm ligt. Mit gebogenen Knien kann er etwas weiter reichen, ohne aus dem Gleichgewichte zu kommen. Will er seitwärts etwas aufheben, so muß er den Hinteren etwas zurück biegen. Wird ihm dieß unmöglich gemacht etwa dadurch, daß man ihn wie vorhin mit dem Rücken an eine Wand stellt, so wird er nichts, was seitwärts neben seinem Fuße ligt, erreichen können; wofern er nicht den andern Fuß in die Höhe bringt, welches man ihm, um die Wette zu gewinnen, untersagen muß.

Der Laubfrosch.

Der Laubfrosch unterscheidet sich von andern Fröschen durch seine Gestalt, durch seine Stimme und durch seine Lebensart. Er ist der kleinste, der behendeste und geschickteste unter den hiesigen Fröschen, grasgrün, und hat kleine runde Warzen oder Knoten an den Füßen und eine lappige Haut an der Kehle. Sowohl mit den Knoten an den Zehen als auch mit der Kehlhaut kann er sich an den Seitenwänden des Glases und an andern glatten Körpern festhalten. Dieses Festhängen an glatten senkrechten Flächen kann vielleicht eine doppelte Ursache haben. Aus den Warzen dringt eine klebrige Feuchtigkeit; auch ist der ganze Körper mit einem Schleime überzogen. Vermittelst dieser Feuchtigkeit kann er sich am Glase ankleben. Eine zweyte Ursache aber kann der Druck der Luft seyn. Die Warzen an den Zehen scheinen wie Saugekolben zu seyn. Mit diesen saugt er sich an das Glas an, und die äußere Luft hält

ihn daran fest. Dieses läßt sich dadurch erproben, daß er unter der Luftpumpe, wenn man die Luft stark unter der Glocke verdünnet hat, sich nicht an den Wänden der Glocke erhalten kann, sondern immer wieder herunterfällt. Sonst kann er sich mit einem einzigen Knoten des Hinterfußes an den Deckel das Glases anhängen, so daß der ganze Körper herunter hängt.

Die Stimme des Laubfrosches hat mit dem Quacken der übrigen Frösche wenig Aehnlichkeit. Sie besteht in einem anhaltenden Gequirre, welches ungefähr so klingt, wie wenn man an einem Stücke Stahl mit einer stumpfen Feile oder auch nur mit einem Messerrücken an einem steinernen Teller herunter streicht. Man kann die Laubfrösche auf diese Art täuschen, und zum Schreyen bringen, wenn man ihnen, besonders des Abends diesen Ton angibt. Nur das Männchen allein läßt seine Stimme hören, und zwar nach dem dritten Jahre. Wenn er schreyet, so bläset er seine Unterkehle wie eine dicke runde Blase auf, und die Seiten fallen ihm tief ein, indem er die Luft mit Heftigkeit auspreßt. Sie schreyen gewöhnlich des Abends nach Untergang der Sonne und des Morgens bey Anbruch des Tages, und eine Schar solcher Laubfrösche macht ein durchdringendes Geschrey, welches man sehr

weit hört, und mit dem Gerassel der Schellenschlitten vergliechen werden kann.

Man findet diese Frösche überall in Europa, nur, wie man sagt, gibt es in England keine. Wenn sie in Freyheit sind, so halten sie sich im Frühjahre im Wasser auf, im Sommer aber meistens auf dem Lande, wo sie auf Bäume klettern, und sich von Fliegen, Mücken und andern Insecten nähren. Sie wissen diese Thierchen aber so geschickt von den Blättern wegzuschnappen wie die Vögel es thun. Im Winter verbergen sie sich in die Erde, und erstarren bis zum Frühlinge. Im Glase aber, in der warmen Stube pflegt der Laubfrosch des Winters wochenlang auf einem Flecke zu sitzen, und kann zwey, drey Monathe ohne Nahrung leben. Man hält ihn in Zuckergläsern, die halb mit Wasser gefüllt sind, worin ein Buxbaumzweig und eine kleine Leiter gestellt wird. Wirft man ihm eine lebendige Fliege hinein, so erhascht er sie mit einem genau abgemessenen Sprunge, so daß er zugleich mit allen Vieren am Glase hängen bleibt. Eine todte Fliege nimmt er nie. Auch springt er nie nach einer Fliege, so lange sie sich nicht bewegt, sondern er bleibt selbst so lange still sitzen, und sieht sie mit hervorquillenden Augen unverwandt an. Sobald sie aber anfängt, sich zu bewegen, so springt er mit ungemeiner Behendigkeit und Sicherheit zu, und schnappt sie weg, wobey er

ſich nicht ſowohl der Lippen, als vielmehr ſeiner dicken rauhen Zunge bedient. Er frißt auch Spinnen und andere Inſecten, auch läßt er ſich mit Dingen täuſchen, die nur ungefähr wie Inſecten ausſehen, und ſich bewegen; ſo ſpringt er, zum Beyſpiele, nach einem kleinen Stücke von einer getrockneten Zwetſchke nicht, ſo lange man es ihm ſtill hinhält und hinlegt; wohl aber, wenn man es etwa an einem Pferdhaare befeſtiget, ſo, daß es in Erzitterung geräth, und ein lebendiges Anſehen für ihn erhält.

Seine merkwürdige Empfindlichkeit gegen die Veränderung der Witterung macht ihn zu einer Art von Barometer, und man kann ſeiner Vorherverkündigung oft beſſer trauen, als dem Steigen und Fallen des Queckſilbers im Barometer. Wenn ſich der Laubfroſch unten im Glaſe badet, ſo kann man ziemlich ſicher ſchließen, daß es bald regnen werde. Verweilt er lange im Waſſer, ſo wird das Regenwetter anhalten. Während des naſſen Wetters hält er ſich meiſtens im Waſſer auf, und läßt ſich nur durch eine Fliege oder andere Beute bewegen, einen Sprung heraus zu machen. Iſt das Wetter ſehr ſchlimm, ſo iſt er unruhig, oder ligt auch ausgeſtreckt wie todt auf dem Boden, oder macht krampfhafte Bewegungen. Hingegen hat man gutes Wetter zu hoffen, wenn er ſich am Glaſe oberhalb des Waſſers feſt

klebt, oder auf eine kleine Leiter klettert, die man ihm in sein Glas sezt. Auch das Schreyen der Männchen bedeutet trockene und beständige Witterung.

Papier.

Meine jungen Leser schreiben täglich auf Papier. Es wird ihnen nicht unlieb seyn, zu hören, wie das Papier gemacht wird. Freylich läßt sich schwer diese ganze Verrichtung deutlich beschreiben. Am besten ist es, wenn man sich in der Papiermühle alles zeigen und erklären läßt. Da aber einige meiner jungen Leser vielleicht nicht Gelegenheit haben, eine Papiermühle zu besehen, und doch wissen möchten, wie Papier gemacht wird, so will ich versuchen, es ihnen so deutlich zu erklären, als ich es nur immer kann.

Das Papier besteht nur aus einem einzigen Materiale, nähmlich aus Lumpen, Hadern oder Strazen, wie man's nennen will. Es gehen eigene Leute im Lande herum, welche sie aufkaufen, und Lumpen- oder Hadersammler heißen. In Ungarn, wo die Leute allgemein die Füße mit leinenen Lappen umwickeln, werden die meisten Hadern gesammelt, und Juden verhandeln dieselben häufig nach Österreich.

Diese Lumpen werden in der Papiermühle sortirt: der Battist und die feine Leinwand zu Postpapier; die etwas gröbere weiße Leinwand zu Kanzelley-Papier; die noch schlechtere zu Concept-Papier: aus schlechter ungebleichter Leinwand und aus Kattun wird Druckpapier gemacht; die allergröbste Leinwand, Wollenzeug und unbrauchbares Papier, werden zu Packpapier und Pappe; Fries und andere schlechte Wollenzeuge zu Löschpapier verwendet.

Die Lumpen werden zerschnitten. Man hat dazu in Papiermühlen eine eigene Maschine, welche das Wasser treibt, die einige Aehnlichkeit mit der Häckselladе oder dem Strohschneider hat, mit dem Unterschiede, daß unten ein befestigtes Messer ist, auf welches das obere Messer, das durch ein Wasserrad auf und nieder gezogen wird, wie eine Scheere streift. Die Lumpen, welche durch eine besondere Walze zwischen die zwey Messer gezogen werden, werden von denselben, wie mit einer Scheere klein zerschnitten.

Die zerschnittenen Lumpen werden in großen Geschirren in Wasser eingeweicht, und zu einem schwachen Grade der Fäulniß gebracht. Manche geben auch ungelöschten Kalk dazu, damit sich die Lumpen leichter auflösen; aber dieses muß mit Vorsicht geschehen, weil er sie leicht zu stark auflöset; wo dann zu viele Theile durch das

Wasser, welches man ablaufen läßt, weggeschwemmet werden.

Die eingeweichten Lumpen kommen dann in die Stampfmühle, wo sie zu einem Brey zerstossen werden. Um einen Begriff von der Stampfmühle zu haben, mögen sich meine jungen Leser einen langen Trog, oder einen langen ausgehohlten Baum vorstellen, der von innen mit eisernen Platten ausgelegt ist. In diesen Trog, den man den Löcherbaum nennt, fallen und heben sich viele Balken, wie die Stämpel in den Mörsern. Die Balken sind an dem unteren Ende, mit dem sie in den Trog fallen, mit dickem Eisen beschlagen, und heißen die Stampfen. Ein Wasserrad treibt die Stampfen, zieht sie in die Höhe, und läßt sie wechselweise wieder fallen. In den Trog oder Löcherbaum werden die eingeweichten Lumpen gebracht, mittelst des durch eine Rinne in denselben geleiteten Wassers immer naß erhalten, und gewöhnlich durch vier und zwanzig Stunden gestampft. Da in einer Papiermühle oft über fünfzig solche Stampfen sind, die wechselweise sich heben und wieder niederfallen, so können sich meine jungen Leser das Getöse vorstellen, das sie machen, und das man Viertelstunden weit hört. Die so bearbeiteten Lumpen heißen Halbzeug.

schüttelt die mit Zeug gefüllte Form etliche Mahle über die Bütte hin und her, damit sich das Zeug an das Sieb gleich anlegt, und das Wasser durch das Sieb durchfließt. Auf dem Siebe bleibt das Zeug zurück, welches nicht abfließen kann, weil die Rahme höher ist. Was auf dem Siebe bleibt, ist ein nasser Bogen Papier, dessen Theile aber noch nicht fest an einander hängen. Dieser nasse Bogen Papier wird aus der Rahme auf einen Filzlappen, der viereckig und größer als der Bogen Papier ist, und wie ein dichter grober Tuchlappen aussieht, umgestürzt, und auf denselben wieder ein Filzlappen gelegt. Auf diesen kommt wieder ein neu geschöpfter Bogen Papier, auf denselben ein anderer Filzlappen, und dieses geht so fort, bis zwischen hundert zwey und achtzig Filze hundert ein und achtzig Bogen gelegt sind. Einen solchen Stoß nennet man einen Pausch oder Pusch.

Die so geformten Bogen haben noch sehr viel Wasser in sich; daher werden sie gepreßt. Man legt den ganzen Pausch zwischen zwey Breter in eine große Presse, und presset ihn, wodurch das Wasser größten Theils heraus gepresset wird.

Durch das Pressen erhalten die Bogen schon Dichtigkeit, so, daß man sie ohne Gefahr, sie

zu zerreißen, anfassen kann. Nun nimmt man jeden Bogen einzeln aus dem Filz, legt ihn auf einen glatten Stuhl, streicht ihn mit einem breiten Holz aus einander, und setzt dieses fort, bis drey Riß gelegt sind. Dann bringt man das gelegte Papier auf den Trockenboden, und hängt es auf die hin und her gezogenen Schnüre, gewöhnlich drey Bogen über einander auf.

Das Trocknen muß so langsam, als möglich geschehen, und eigentlich sollte nicht einmahl starke Zugluft zukommen können. Man hält das Papier, welches im Winter getrocknet wird, für besser als das im Sommer getrocknete, auch ist es bey gleichem Zeuge immer viel weißer, wenn es gefriert. Das Druck- und Löschpapier ist nach dem Trocknen fertig, und wird dann gleich zusammen gelegt und gepreßt. Das Druckpapier wird auch noch geschlagen. Man bedient sich dazu eines großen Hammers, der wohl bis achtzig Pfund schwer ist. Er wird durch das Wasser getrieben; unter ihm ist eine große eiserne Platte, auf welche man den Stoß Papier legt, und während des Schlagens immer umdrehet. Dadurch wird das Papier glatt und fest.

Das Schreibpapier muß noch geleimet werden, damit die Buchstaben nicht durchschlagen. Dieses geschieht bey trockner Witterung im

Frühlinge und Sommer. Die Papiermacher bereiten in einem großen Gefäße aus Leimleder und allerley klebrigen Materien, wozu sie auch oft Alaun nehmen, Leimwasser, welches picht. Durch dieses Leinwasser wird jeder Bogen ausgebreitet gezogen und er zieht den Leim an. Dann werden die Bogen wider zwischen die Filzlappen gelegt, gepresset, und auf dem Boden zum Trocknen aufgehänget. Dann werden sie durch den oben beschriebenen Hammer geschlagen, in halbe Bogen gefalzet, in Bücher, Rieße und Ballen zusammen gelegt und verschickt.

Die Fäserchen, die man oft an dem Papiere findet, und die sich beym Schreiben gern an die Federspitze anhängen, kommen von dem Filze her, zwischen welche die Bogen gelegen sind. Manches Papier hat Furchen und ist so rauh, daß sich die Feder beym Schreiben immer aufhält. Das kommt von den groben abgenützten Filz- und Tuchlappen, von denen sich jeder Faden in das Papier eindrückt. Auch ist es nicht gut geschlagen.

Vieles Papier hat eine blaulichte oder Milchfarbe. Die Papiermacher geben zu dem Zeug, so lange es in dem Holländer ist, und zwischen den metallenen Schienen zermalmet wird, eine blaue Farbe, die durch Wasser verdünnet ist,

wodurch diese Farbe am Papiere entsteht. Das Druckpapier wird in Ballen zu 5000 Bogen, das Schreibpapier aber in Rieße zu 20 Bücher oder 480 Bogen gepackt.

Die Menschenretter.

Im Winter des Jahres 1799 waren fast alle Flüsse mit dickem Eise bedeckt. Auch der Fluß Theya in Mähren war fest zugefroren. Am vier und zwanzigsten Hornung dieses Jahres fing es an aufzuthauen, der tiefe Schnee schmolz, ein starker Regen vermehrte das zusammenlaufende Wasser, und füllte das Beet der Flüsse so hoch an, daß das durch das Thauwetter und den Regen mürbe gemachte Eis gehoben und gebrochen wurde. Viele Flüße traten aus dem Ufer, und überschwemmten die herumliegenden Gegenden. Der Fluß Theya ist sonst unbedeutend, aber bey starkem Platzregen und schnellem Thauwetter läuft von den Bergen eine solche Menge Wasser in denselben, daß er ungewöhnlich hoch anschwillt, die Ufer übersteigt, und große Verheerungen anrichtet. So war es auch in der Nacht vom 23. auf den 24. Hornung. Unvermuthet trat er aus

den Ufern, mit entsetzlichem Krachen theilte sich das Eis, und wurde in großen Stücken gegen Bäume und Häuser von dem tobenden Wasser mit fortgerissen.

In dem Mährischen Dorfe Altschallersdorf, nahe an der Stadt Znaym, lag alles im tiefen Schlafe. Auf einmahl drang das rauschende Wasser in dasselbe, die Eisschollen stießen an die Thore und Mauern, und weckten die erschrockenen Einwohner. Da war ein Winseln und Jammern im ganzen Dorfe. Das Wasser war in dem tief liegenden Theile des Dorfes bald so hoch, daß es bey den Fenstern der Stuben durchströmte. Da rettete sich, wer nur konnte, in die hochliegenden Häuser, und da man hier nicht sicher zu seyn glaubte, auf die Dächer und auf den Kirchthurm. Das Vieh wurde aus den Ställen mit fortgerissen; da sah man Tische, Schränke, Bettstellen, Wiegen und anderes Hausgeräthe zwischen den Eisschollen in dem Wasser fortschwimmen; Häuser stürzten ein, und die Dächer schienen sich mit dem Eise fort zu bewegen.

Den folgenden Tag waren aber auch jene Häuser, wohin sich die Unglücklichen gerettet hatten, vom Einsturze nicht mehr frey. Das Wasser war auch dorthin gedrungen, tobte und brauste fürchterlich, und schleuderte das Eis mit gräßlichem Krachen gegen die mürben Mauern. Das Weinen

und Wehklagen der Unglücklichen ertönte in der Luft, und überstimmte das Rauschen des tobenden Wassers. Mit einem erbärmlichen Angstgeschreye hoben sie die Hände bittend gen Himmel; die Mütter hielten ihre Säuglinge empor und riefen um Rettung; die Kinder klammerten sich an ihre Väter und schrien um Hülfe. Manche wollten sich schon auf die Eisschollen herablassen, und auf denselben Rettung suchen; aber die Gefahr war zu groß und der Untergang wahrscheinlicher als die Rettung. Unter den Trümmern der Häuser und zwischen den Eisschollen im Wasser werden wir unsern Tod finden", riefen alle ängstlich, „oder hier auf dem Thurme werden wir des Hungers sterben müßen, wenn sich der liebe Gott nicht unser erbarmet, denn Rettung durch Menschen ist hier nicht möglich. Wer würde sich mit einem zerbrechlichen Nachen zwischen das wogende Eis wagen, um uns zu Hülfe zu kommen?"

Die Fischer der nahen Dörfer versuchten es, ihnen mit Kähnen beyzukommen, aber vergebens; sie gelangten nicht zu den Unglücklichen. Nur drey Kosaken von dem Regimente, das eben als Hülfs-Corps mit andern Russischen Truppen zu der Österreichischen Armee marschierte, und hier in der Nähe im Quartier lag, wurden die Retter von hundert fünfzig Menschen. Ohne von jemanden aufgefordert zu seyn, bestiegen sie die

zwey Kähne, mit denen die Fischer vergebens zwischen dem Eise durchzukommen gesucht hatten, stießen mit Riesenstärke das Eis, welches nahe zu dem Kahne kam, mit Haken weg, und arbeiteten aus allen Kräften um zu den Unglücklichen zu kommen. Oefters setzte sich der Kahn auf einem Eisschollen fest; aber da sprang einer von ihnen muthig auf den Schollen, schob den Kahn weg, und schwang sich wieder in denselben, um mit vereinten Kräften den Kahn weiter vorwärts zu bringen. Oft war der Kahn in Gefahr, zwischen zwey Schollen zerdrückt zu werden, aber ihr Muth und ihre Stärke trotzte jeder Gefahr.

Nach langer Arbeit gelangten sie zu den Unglücklichen. Diese wußten sich vor Freude nicht zu fassen, als sie ihre Retter ankommen sahen. Jeder drängte sich, um der erste in dem Kahne zu seyn, und eben dadurch hätten sie bald den Kahn umgestürzet. Die braven Kosaken nahmen aber nur so viele Personen auf einmahl, als der Kahn leicht fassen konnte, darunter immer zwey oder drey Männer, die ihnen bey ihrer Arbeit helfen konnten, und jene nahmen sie am ersten auf, die an dem gefährlichsten Platze standen. Wenn sie ihren Kahn ausgeladen hatten, fuhren sie freudig zu den andern Unglücklichen wieder zurück. Zum Glücke fing nach der vierten Fahrt das Eis an, sich zu verlaufen, die Fahrt wurde minder

gefährlich und leichter, und in einem halben Tage waren alle hundert fünfzig Menschen von Todesgefahr gerettet. Hätten sie die Rettung später angefangen, so würden einige unter dem Schutte und im Wasser den Tod gefunden haben, denn bald nach der dritten Fahrt stürzte das Haus ein, aus dem sie die Unglücklichen gerettet hatten. Die Geretteten bezeigten ihren Rettern auf alle mögliche Art ihren Dank; der Herr des Dorfes wollte ihnen ein ansehnliches Geschenk geben; sie nahmen es aber nicht; und eilten zu ihrem Corps. Wird wohl das Andenken dieser Braven jemahls in der Gemeinde verlöschen? Werden nicht die spätesten Enkel noch ihr Andenken segnen?

Kosaken.

Die eben erzählte Geschichte wird meine jungen Leser wohl neugierig machen, mit den Kosaken näher bekannt zu werden. Auch in den letzten Kriegsjahren war so oft von diesen leichten Reitern die Rede, daß es wohl der Mühe werth ist, sie näher kennen zu lernen. Die Kosaken sind Russen, sprechen gewöhnlich Russisch, und bekennen sich zu der Griechischen Religion. Sie wohnen in verschiedenen Ländern des grossen Russischen Reiches, und haben von den Provinzen, in denen sie wohnen, den Nahmen; daher gibt es Slobodische, Saporogische Kosaken; Kosaken vom schwarzen Meere, Donische, Wolgaische, Dubowskische, Astrahanische, Grabenskische, Orenburgische, Uralische und Sibirische Kosaken. Sie machen unter den Russen einen besondern Stand aus, und sind entschlossene,

fähige, gewandte und sehr tapfere Leute; dabey sind sie genügsam und immer frohes Muthes, aber große Liebhaber des Trunkes. Ihre Anzahl im ganzen russischen Reiche beträgt über 700,000 Mann, von denen ein großer Theil Kriegsdienste thut. Die übrigen treiben Viehzucht, Jagd und Fischerey. Die Viehzucht ist ihr Hauptgewerbe; sie ziehen viele Pferde, Hornvieh, Schafe, Schweine, auch Ziegen und Bienen. Die Jagd ist ihre Hauptbelustigung: sie üben sich darin von Jugend auf, scheuen keine Mühe und Gefahr, und werden sehr geschickt in derselben. Ihre schnellen und abgehärteten Pferden leisten ihnen dabey vortreffliche Dienste. Sie erlegen die Thiere mit Kugeln, Pfeilen oder Spießen. Der Kosak zu Pferd hohlt einen Hasen im Laufe ein, und spießt ihn mit seiner Pike auf. Auf größere Thiere, die er im schnellsten Galoppe einhohlt, wirft er Schlingen, die er immer bereit hält, und fängt sie. Die beständige Übung auf der Jagd, wo sie und ihre Pferde keine Beschwerlichkeiten und Gefahren scheuen, bildet sie von Jugend auf zu entschlossenen Kriegen. Die Fischerey betreiben die Kosaken fleißig, weil sie sehr einträglich ist. Nur so weit es die Noth fordert beschäftigen sie sich mit dem Ackerbaue; Gartengewächse und Wein bauen sie sorgfältiger. Sie gewöhnen sich an jede Witterung, und leben an unwirthbaren Morästen und auf kahlen

Felsen eben so glücklich, als in warmen fruchtbaren Gegenden. Sie kleiden sich meistens nach Pohlnischer Art; braun und blau sind ihre Lieblingsfarben. Ihre Kost ist einfach; sie besteht aus Fischen oder Fleisch und Gemüse; ihre Wohnungen sind schlechte Hütten; nur die allernothwendigsten Geräthschaften besitzen sie, welche sie sich meistens selbst verfertigen.

Das Wort Kosak bedeutet leichte Krieger, und die Kosaken alle sind, so zu sagen, geborne Soldaten. Ihre Hauptsache ist, die Gränze des Russischen Reiches gegen feindliche Anfälle und Räubereyen zu schützen. Man kann sie daher als berittene Gränzsoldaten ansehen. So lange sie in ihrer Heimath sind, haben sie keinen Sold, welcher wegen der Menge derselben für das Russische Reich zu kostspielig seyn würde: dagegen haben sie verschiedene Vorrechte. Sie sind von den Leibeigenschaft befreyet; (denn in Rußland haben noch die Adeligen Bauern und andere Unterthanen, die ihnen so eigen zugehören, wie uns ein Pferd, ein Ochs oder eine Kuh). Sie dürfen keine Steuer von ihren Besitzungen, auch keine Kopfsteuer bezahlen. Sie können sich ihr Salz und ihren Brantwein selbst bereiten, welches andern nicht erlaubt ist. Sie haben das Recht, aus ihrer Mitte Vorsteher zu wählen, von welchen

sie nach eigenen Gesetzen regieret werden. Sie heißen sie Atamann oder Hetmann, d. i. Heerführer. Ihre ganze Verfassung ist militärisch. Sie werden in Stämme eingetheilt, und jeder Stamm hat seinen Hetmann, und nimmt den Nahmen von dem Lande an, wo sie wohnen. Wenn sie außer Land dienen, erhalten sie Sold und Verpflegung. Diejenigen, welche Kriegsdienste thun, sind in Regimenter, und diese wieder in Compagnien eingetheilt. Ein Regiment ist 500 bis 3000 Mann stark, und hat seine Ober- und Unter-Offiziere. Von dem achtzehnten bis fünfzigsten Jahre ist eigentlich jeder Kosak Soldat. Bey ihnen giebt es keinen Unterschied des Standes, keinen Adel von Geburt, einer ist dem andern gleich; doch pflegen sie zu den Ehrenämtern meistens jemanden aus einer Familie zu wählen, deren Abkömmlinge lange Zeit schon ansehnliche Aemter bekleidet haben. Ihre Offiziere stehen um einen Grad niedriger, als die Offiziere der übrigen Regimenter. Jeder dienende Soldat muß außer dem Felddienste sich und sein Pferd verköstigen, für seine Kleidung und Waffen selbst sorgen, und sich die Pferde anschaffen. Nur im Felde bekommen sie Sold und Proviant wie die regulären Truppen. Ein jeder hat wenigstens zwey Pferde, theils um sie zu wechseln, wenn eines müde ist, und dadurch schneller fortzukommen,

theils um das Gepäck und den Proviant von dem einen tragen zulassen. Der Sattel ist von Holz, unter demselben ligt eine Decke von Filz, und über ihn ein ledernes Kissen, auf welchem der Kosak sitzt. Der gemeine Kosak trägt abgeschnittenes Haar und einen langen runden Bart; die Vornehmen haben nur einen Knebelbart. Sein langer tuchener Rock wird durch die Degenkuppel um den Leib fest gebunden. Die weiten leinenen Beinkleider reichen bis an die Halbstiefeln. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze, die mit Schaffell verbrämt ist. Der Offizier ist eben so gekleidet, nur ist seine Kleidung kostbarer. Gemeiniglich trägt er zwey Röcke über einander, von welchen der untere von Seide, der obere von feinem Tuche und mit goldenen Tressen und Schnüren besetzt ist. Bey jedem Regimente hat diese Kleidung eine andere Farbe. Jeder Kosak hat eine sehr lange Pike, die mit einem Fähnlein geziert ist. Nebst dieser führt er einen Säbel, eine Büchse, ein Paar Pistolen, die in dem Gürtel stecken, eine Peitsche an einem kurzen Stiel, die eine Elle lang, und daumdick von Leder geflochten ist, und im Felde auch wohl eine Schlinge, mit welcher sie die feindlichen Schildwachen fangen, und mit sich fortführen. Verschiedene Kosaken haben statt der Büchse Bogen und Pfeile. Jedes Kosaken-Regiment hat seine eigenen seide-

nen Fahnen, die gewöhnlich mit dem Bilde eines Heiligen geziert sind. Sie haben keine Feld-Musik, keine Bagage-Wägen, keine Kanonen, keine Zelte. Müssen sie im Freyen längere Zeit übernachten, so errichten sie sich Hütten von Gesträuchen, oder sie hohlen sich aus dem nächsten Walde Stäbe, schlagen sie ins Viereck in die Erde, spannen ihre Filzmäntel darüber, und lagern sich darunter. Da der Kosak von Jugend auf an eine geringe Kost, und alle Beschwerden zu ertragen gewöhnet ist, und sich auch das meiste von seinen Kleidungsstücken und von seinem Pferdgeschirre selbst verfertiget, so ist er zum Soldaten und besonders zu dem Vorposten-Dienste sehr geschickt. Die Kosaken sind wie die Fühlhörner einer Armee, die den Feind in weiter Entfernung aufspüren, ihn umschwärmen, und ihm Lebensmittel und Zufuhr abschneiden. So lange die Kosaken in ihrer Heimath sind, haben die Offiziere nicht viel Ansehen; im Felde aber sind sie streng, und fordern pünctlichen Gehorsam. Die Vergehungen werden theils mit Gelde, theils mit der Peitsche bestraft. Stockprügel duldet der Kosak nie. In der Schlacht theilen sie sich in kleine Haufen, und greifen den Feind, wenn er sich in einer Linie aufgestellt hat, auf allen Seiten unter gräßlichem Geschreye mit gefällten Piken im schnellsten Galoppe an, und suchen die Linie zu durchbrechen.

Gelingt ihnen dieses, so lassen sie die Pike fallen, und an einem Rieme nachschleppen, greifen zur Pistole und zum Säbel, und metzeln nieder, was sie können. Finden sie aber Widerstand, so zerstreuen sie sich plötzlich, und fliehen eiligst zu ihren Sammelplätzen zurück, greifen vom Neuen wieder an, und so lange, als sie Befehl dazu erhalten. Ist der Feind geschlagen, so verfolgen sie ihn auf ihren schnellen und dauerhaften Pferden so lange als möglich, und suchen Gefangene zu machen, die sie allenthalben aufsuchen. Beute machen ist ihr Hauptgeschäft im Kriege, und wo sie einfallen, wird alles geplündert, so daß die nachziehenden Truppen oft an dem Nothwendigsten Mangel leiden, wenn die Kosaken vor ihnen da gehauset haben. Bey dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland im Winter 1812 haben sie eine unermeßliche Beute gemacht, und mancher gemeine Kosak hat sein Pferd mit dem Sattelzeug geziert, das vorher ein französischer Marschall im Staate gehabt hat. Wenn auch die Kosaken roh und ungebildet sind, so hat man doch im Kriege manche schöne Handlung von ihnen gehört.

Der schwere Truthahn.

Wilhelm sah einen Truthahn in der Küche liegen. Er hob ihn bey den Füßen in die Höhe! Das ist ein schwerer Vogel, sagte er, man hat Mühe, ihn mit einer Hand in die Höhe zu bringen, wie viel mag er wohl wiegen, lieber Vater; Leicht zwanzig Pfunde, erwiederte dieser; aber du wirst kaum glauben, daß Johann, der doch ein starker Bursche ist, ihn nicht von einem Ende des Garten zu dem andern wird tragen können. Wilhelm lachte, und glaubte, der Vater habe ihn zum Besten. Dieser aber sagte, er wolle gleich den Versuch machen.

Er ließ eine gerade Stange bringen, die sechs Fuß lang war; er band den Truthahn an das eine Ende der Stange fest, und legte sie dem Johann so auf die Schulter, daß das vordere Ende, wo er mit der Hand anfaßte, nur einen Fuß, das hintere Ende, woran der Truthahn hing,

fünf Fuß lang war. Johann ging mit dieser Last nur einige Schritte, er schwankte, seine Hände vermochten nicht mehr die Last zu halten; er ließ die Stange aus, und der Truthahn lag auf der Erde.

Das ist doch sonderbar, sagte Wilhelm, so etwas hätte ich mir nicht einbilden können. Lieber Vater, ich bitte, erklären Sie mir doch, wie das zugeht, daß Johann eine so leichte Last nicht tragen kann?

Sehr gern, wenn du gut Acht geben willst. Diese ganze Sache beruht auf dem Gesetze des Gleichgewichtes am Hebel. Unter einem Hebel wollen wir uns eine Stange vorstellen, die auf einer Unterlage so ruht, daß sie im Gleichgewichte ist: das heißt eine Stange, die wie der Querbalken an einer Wage sich auf keiner Seite herabsenket. An dieser Stange stellen wir uns drey Puncte vor; einen an jedem Ende derselben, und einen in der Mitte, mit dem sie auf einem andern Körper aufligt, welcher der Ruhepunct heißt. Den Körper, an dem die Stange aufligt, wollen wir die Unterlage nennen. Wenn der Ruhepunct gerade in der Mitte, das heißt, wenn die Stange in der Mitte auf der Unterlage aufligt, wie bey einer gewöhnlichen Wage, so sagt man, der Hebel hat zwey gleiche Arme.

Wenn man an jedem äußern Puncte gleich viel Gewicht aufhängt, und der Hebel in der Mitte zwischen diesen beyden Puncten aufligt, wie bey einer Wage, so bleibt der Hebel im Gleichgewichte. Du wirst oft einen Mann Kerzen an einer Stange tragen gesehen haben. Die Stange ist der Hebel; wenn er die Stange eben in der Mitte auf die Schulter auflegt, und am hintern Puncte dreyßig Pfund Kerzen aufgehänget hat, wie viel wird er an dem vorderen Puncte aufhängen müßen, damit die Stange im Gleichgewichte bleibt?

Wilhelm. Auch dreyßig Pfunde.

Vater. Und wie schwer ist dann die Last, welche er trägt?

Wilhelm. Zweymahl dreyßig, d. i. sechzig Pfunde.

Vater. Wenn Johann seine Stange in der Mitte auf die Schulter aufgelegt hätte, wie viel Gewicht hätte er am vordern Ende anhängen müssen, um dem Truthahne das Gleichgewicht zu halten.

Wilhelm. Zwanzig Pfunde, weil der Truthahn eben so schwer seyn mag.

Vater. Recht, da er nun statt eines Gegengewichtes seine Hände brauchte, so müßten diese so viel Kraft anwenden, als erfordert würde, eine Last von zwanzig Pfund zu heben. Wie

schwer wäre da die Last gewesen, die auf seine Schulter drückte?

Wilhelm. Zwanzig Pfund hat der Truthahn, zwanzig Pfund ist das Gegengewicht, also zweymahl zwanzig, d. i. vierzig Pfunde.

Vater. Je näher aber der Ruhepunct dem einen von beyden andern Puncten gebracht wird, so daß der Hebel ungleiche Arme hat, desto mehr wächst das Gewicht an dem andern Puncte. Wir wollen dieses gleich an unserer Stange aus Erfahrung sehen. Die Stange mit dem Truthahn hat sechs Fuß. Wenn sie Johann in der Mitte auf die Schulter auflegt, wie viel hat jeder Arm derselben?

Wilhelm. Drey Schuh, weil zweymahl drey sechs ist.

Vater. Und dann hat auch jeder Arm gleiches Gewicht.

Wilhelm. Ja, Sie haben mir eben gesagt, daß Johanns Hände zwanzig Pfund schweres Gewicht ziehen müßten, wenn der Truthahn am andern Ende zwanzig Pfund schwer ist.

Vater. Hier drücketen also vierzig Pfunde auf seine Schultern. Ich habe aber dem Johann die Stange so aufgelegt, daß rückwärts das Ende, an welchem der Truthahn hieng, fünf Fuß, das vordere Ende aber, welches er mit der Hand anfaßte, nur einen Fuß lang war. Es wurde

also die Last fünfmahl vermehrt. Wie schwer war also die Last an dem hintern Arme der Stange, oder des Hebels?

Wilhelm. Fünfmahl zwanzig, d. i. hundert Pfunde.

Vater. So mußte nun Johann, weil das hinterste Ende in einer fünfmahl so großen Entfernung von der Unterlage, d. i. von der Schulter hieng, als die Entfernung der Hand betrug, eine fünfmahl so große, also hundert Pfund Kraft anwenden, um den Truthahn zu erhalten, und auf seine Schulter drückte die Stange sammt dem vordern Ende mit einer Last von hundert zwanzig Pfunde, welches der gute Johann nun freylich nicht aushalten konnte.

Wilhelm. Jetzt verstehe ich auch, warum der Tischlehrjunge, der so oft Breter hier vorbey trägt, dieselben immer in der Mitte auf die Schulter oder auf den Kopf auflegt, damit der vordere Theil so viel Gewicht hat als der hintere. Wenn er sie weiter voran auflegete, so müßte er freylich um so viel mehr Kraft mit den Händen anwenden, um sie im Gleichgewichte zu erhalten.

Vater. Richtig, und auf diese Art wirst du viele Dinge leicht beurtheilen können, wenn du die Gesetze des Gleichgewichtes am Hebel gut verstehst. So z. B. würde nicht leicht einer allein einen drey Centner schweren Stein mit den

Händen von der Erde aufheben können, wohl aber mit dem Hebel. Er legt neben den Stein einen kurzen Querbalken zur Unterlage, und über denselben den spitzigen Hebel, greift mit diesem unter den Stein, drückt am andern Ende den Hebel nieder, und hebt so den Stein in die Höhe. Der Stein soll also drey Centner schwer seyn, der Hebel mag sechs Fuß lang seyn; wenn nun der Hebel, mit dem spitzigen Ende einen Fuß lang, über die Unterlage vorsteht, wie viel Kraft wird man an dem andern Ende des Hebels anwenden müßen, um den Stein von der Erde aufzuheben?

Wilhelm. Wenn der Hebel sechs Fuß lang ist, so reicht das andere Ende fünf Fuß lang über die Unterlage hinaus. Die Kraft wird also fünfmahl vermehrt, wenn er also sechzig Pfund Kraft anwendet, und den Hebel am äußersten Ende anfasset, so mag diese Kraft dem Steine das Uebergewicht halten, und ihn aufheben.

Vater. Bey einem andern Versuche wollen wir dieses genauer bestimmen. Genug, der Hebel ist eine wahre Unterstützung für die Arbeitsleute, und der wird viel Kraft ersparen, der ihn gut zu benützen weiß. Um dich für deine Aufmerksamkeit zu belohnen, will ich dir jetzt ein kleines Kunststück lehren. Du sollst frey auf diesem Stuhle sitzen, und nicht von demselben aufstehen können.

Wilhelm. Wie? ich sollte vom Stuhle nicht aufstehen können? Das ist wohl nicht leicht möglich.

Vater. Setze dich frey auf den Stuhl hin, den Rumpf mit dem Kopfe halte senkrecht, die Schenkel lasse horizontal auf dem Stuhle ruhen, und die Beine senkrecht hinabhängen. Die Füße darfst du auf den Boden aufstellen. — Jetzt versuche aufzustehen; aber du darfst weder den Oberleib vorwärts neigen, noch die Füße, wie ich schon gesagt habe, zurücksetzen.

Wilhelm versuchte aufzustehen, aber so viel er sich auch anstrengte, so war es ihm nicht möglich. Er bath den Vater ein Gleiches zu versuchen, und meinte, weil dessen Füße länger wären und mehr Kraft hätten, so müßte er aufstehen können, aber ihm gelang es so wenig als Wilhelm. Wilhelm wollte nun auch die Ursache wissen. Der Vater erklärte sie ihm so: In dieser Stellung ligt der Schwerpunct senkrecht über dem Gesäße. Will er sich heben, so sind seine beyden Schenkel die Hebel, welche aber an deren oberen Ende bey den Hüften die Schwere des Körpers herunterdrückt. Die Ruhepuncte sind in den Knien, und die Kraft, welche die Schwere des Körpers heben soll, ist in den Muskeln, welche die Schenkel und Beine ausstrecken. Die-

se Kraft wirkt aber in der angenommenen Stellung zu schief, ihre Entfernung vom Ruhepuncte ist zu klein, als daß sie die Last überwinden könnte.

Seltene Freundschaft einer Gans zu einem Kettenhunde.

Auf dem Landgute Little Grove in Hertfortshire in England war eine Gans, die zu der Art gehört, die man Canadische Gänse nennt, welche sonst nicht gern auf einem Hofe bleiben, sondern lieber umher streichen. Diese aber hatte gegen einen Hofhund eine solche Freundschaft, daß sie sich immer bey dessen Stalle aufhielt, und sich nur von demselben entfernte, wenn sie ihrem Futter nachging; kaum hatte sie aber gefressen, so kehrte sie sogleich nach dem Stalle zurück. So saß sie den ganzen Tag neben der Hütte ihres Lieblings. Hineinzugehen wagte sie indessen nicht, ausgenommen bey Regenwetter. Wenn der Hund bellte, so fing sie sogleich an zu gackeln, und schoß wohl gar auf die Personen, denen, ihrer Meinung nach, das Bellen galt, und versuchte sie in die Beine zu beißen. Zuweilen machte

sie einen Versuch mit dem Hunde zu essen; dieses gab aber dieser, der überhaupt eine so warme Freundinn mit Kaltblütigkeit behandelte, schlechterdings nicht zu. Wenn das übrige Federvieh zur Ruhe ging, so ging sie niemahls mit, wenn man sie nicht mit Gewalt dazu trieb. Des Morgens, wenn sie mit den übrigen auf die Weide getrieben werden sollte, war sie nicht von dem Hofthore wegzubringen, sondern saß den ganzen Tag davor, wo sie den Hund wenigstens sehen konnte. Man beschloß endlich, der treuherzigen Gans ihren Willen zu lassen, und sie nicht weiter mit Gewalt vom Hunde wegzutreiben, und sie konnte nun mit aller Herzlichkeit so lange bey ihm seyn, als sie wollte. Sie lief so gar des Nachts mit dem Hunde auf dem Hofe herum, wenn dieser die Runde machte; und wenn er zuweilen am Tage einen Spaziergang in das Dorf unternahm, begleitete sie ihn halb gehend und halb fliegend, um mit seinem geschwinden Reisetrabe Schritt halten zu können.

Diese außerordentliche Zuneigung endigte sich nur mit dem Tode des Hundes, der zwey Jahre darauf, nachdem man sie zuerst bemerkt hatte, erfolgte. Es wurde damahls allgemein geglaubt, der Hund habe die Gans einmahl zufälliger Weise von dem mörderischen Anfalle eines Fuchses befreyet. Während der Krankheit des Hundes

verließ sie ihn gar nicht mehr, selbst nicht einmahl um ihr Futter zu suchen, und sie wäre vielleicht verhungert, wenn man ihr nicht eine Schale mit Korn zu der Hütte gesetzt hätte. Diese ganze Zeit über hielt sie sich in der Hütte selbst auf, litt nicht, daß sich jemand derselben näherte, die Person ausgenommen, die dem Hunde oder ihr das Essen brachte. Das Ende dieses treuen Thieres war traurig. Nach dem Tode des Hundes wollte sie die Hütte lange nicht verlassen. Als man endlich einen andern Hund von fast gleicher Größe und Farbe dem Verstorbenen zum Nachfolger gab, wurde das arme Thier Anfangs getäuscht, und glaubte, es wäre noch ihr alter Beschützer. Sie ging treuherzig zu ihm in die Hütte, wurde aber von dem Hunde bey der Kehle ergriffen, und auf der Stelle ermordet. Was diese Geschichte merkwürdig macht, ist, daß die Zuneigung der Gans zu dem Hunde entstand, da diese schon erwachsen war, daß sie sich weder gegen einen Menschen, noch gegen ein anders Thier gefällig bezeigte: auch schien diese Zuneigung nicht bloß Gewohnheit, sondern Dankbarkeit und eine Art von Ueberlegung zum Grunde zu haben. Die Gans, die vermuthlich öfters den Fuchs gespürt haben mochte, fand sich unter dem Schutze und in der Nähe des Hundes sicher, und sie dien-

te ihm dafür wieder, ob er es gleich nicht von ihr verlangt hatte; sie verfolgte den Feind in die Ferne, dem der an die Kette geschlossene Hund bloß die Zähne weisen konnte.

Bier.

Das Bier, welches jetzt so häufig statt des theuren Weines getrunken wird, ist ein Getränk, das aus Samenkörnern, die Mehl in sich enthalten, gekocht wird, und durch die Gährung einen stärkeren Geschmack und Geist erhält. Die Erfindung, Bier zu brauen, fällt in die frühesten Zeiten. Schon die alten Ägyptier kannten das Bier. Die alten Deutschen tranken es als ihr gewöhnliches Getränk.

Gewöhnlich wird das Bier aus Gerste, und das bessere aus Weizen gebräuet; aber auch aus Hafer, Roggen, türkischen Korn oder Mais, aus Birkenknospen, und Birkensaft, ingleichen aus den Sprossen oder jungen Zweigen vieler Nadelgewächse kann man Bier bereiten.

Die Körner, aus welchen Bier gebräuet werden soll, müssen völlig reif, frisch und nicht verlegen seyn. Man wirft sie in große steinerne Gefäße, gießt Wasser darauf, läßt sie in einer ge-

linden Wärme lange stehen, und erweichen. Die Gefäße haben unten einen Zapfen, durch welchen man das Wasser öfters ablaufen läßt. Man gießt immer wieder frisches darauf. Einige breiten nur die Körner auf dem Boden aus, begießen oder besprizen sie mit Wasser, damit sie aufschwellen.

Die so erweichten und aufgequollenen Körner werden in Haufen oder in Beeten auf einen luftigen Boden geschüttet. Sie erwärmen sich selbst und treiben Keime. Der Bräuer gibt Acht, daß das Korn nicht zu schnell keime, welches in den heißen Sommermonathen leicht geschehen kann. Der Keim darf nicht länger als das Korn selbst werden, sonst wird das daraus gekochte Bier leicht sauer und kraftlos. Diese ganze Vorrichtung nennt man Malzen, und die so bereiteten Körner das Malz.

Das Malz muß getrocknet werden. Es wird in dünnen Lagen auf den Boden ausgebreitet, damit die Luft darüber wegstreichen kann, und oft umgeschaufelt. Die Sonne darf nicht darauf scheinen, sonst schlagen die Keime weiter aus. Das so getrocknete Malz nennen die Bräuer Luftmalz, welches ein geistiges, wohlfeileres Bier giebt, das leicht gährt, und nicht so leicht, mißräth.

Man trocknet das Malz auch durch die Wärme des Ofens. Man breitet es auf Horden von geflochtenem Draht oder von Thon, die über einen besonders dazu errichteten Ofen gelegt werden, aus, und läßt es langsam trocknen. Dieser Ofen heißt die Malzdarre, und das so getrocknete Korn das Darrmalz.

Die Keime an den Körnern taugen nicht zum Bier, deßwegen müßen sie von denselben gereiniget werden. Man schaufelt nach dem Darren das Malz so lange um, bis sich die Keime, die durch das Trocknen dürre, und spröde geworden sind, davon abstossen und sich absöndern.

Das getrocknete und von den Keimen gereinigte Malz wird auf der Mühle grob gemahlen, welches man Schrotten nennt. Die so in kleine gröblichte Theile zerriebenen Körner heißen Schrott. Die Mühlen in den Bräuhäusern werden gewöhnlich von Ochsen getrieben, welche auch leicht gefüttert werden können, da die überbleibsel der Körner, aus welchen Bier gebräuet worden ist, gutes Futter für die Ochsen geben. Das Malz wird geschrotet, damit das Wasser besser eindringen, und die kräftigen Theile ausziehen kann.

Der Schrott wird in ein sehr großes hölzernes Gefäß gebracht, welches Maisch-Bottich heißt. Auf dem Boden des Maischbottichs

liegen vier Latten, in gleicher Entfernung von einander, über welche durchlöcherte Breter gelegt werden, welche so eingerichtet sind, daß sie den ganzen Boden des Bottichs bedecken, und einen zweyten Boden bilden. Etwas über dem untern Boden des Bottichs steckt ein Zapfen oder ein Hahn, vor welchem ein Kranz von Stroh gelegt wird, damit der Schrott nicht auslaufe, wenn aus dem Bottiche abgezapft wird. Neben dem Maisch-Bottich unter dem Hahne in einer Vertiefung steht ein kleiner Bottich, welcher Schoßfaß heißt, und der dasjenige auffasset, was aus dem Maisch-Bottiche abgezapft wird. Nun in diese Maisch-Bottich wird der Schrott, mit etwas Häckſel oder Spreu vermengt, damit er er sich nicht zu fest an den Boden ansetze, gefüllt, und zuerst bloß mit warmem Wasser begossen, nach und nach wird immer heißeres aufgegossen, und der Schrott, der jetzt Maische heißt, beständig umgerührt. Dieses dauert etwa anderthalb Stunden. Diese ganze Vorrichtung nennen die Bräuer das Maischen oder Möschen.

Die Maische wird dann aus dem Maisch-Bottich durch Rinnen in die Braupfanne übertragen. Die Braupfanne ist ein sehr großes, viereckiges, kupfernes Gefäß, welches auf einem Herde steht, der geheizt wird. In dieser Pfanne wird der Maisch langsam so lange gekocht;

und dabey fleißig umgerührt, bis sich dieses Decoct zu klären anfängt, und die Überbleibsel des Malzes, welche Träbern heißen, zu Boden sinken.

Nun wäre das Bier gebräuet. Damit es aber die Süßigkeit verliert, und länger aufbewahrt werden kann, gibt man gewöhnlich Hopfen dazu. Hopfen ist die Blüthe einer Pflanze, welche aus Wurzeln gezogen wird. In Böhmen weden eigene Hopfengärten angelegt. Die Wurzeln treiben Schößlinge, von denen man nur einige am Stocke läßt. Neben die Stöcke werden Stangen in die Erde gesetzt. Die Schößlinge wachsen hoch auf, und hängen sich mit ihren Ranken wie Weinhecken an diese Stangen. Sie treiben Blüthen, welche aus schuppenförmigen gelblichen Blättern bestehen, und einer nicht ganz ausgeblühten gelben Rose ziemlich ähnlich sind. Wenn sie reifen, riechen sie sehr stark. Sie werden dann abgepflücket, und sind sehr bitter. Dieser Bitterkeit theilt der Hopfen dem Biere mit; und macht es so dauerhaft, daß es etliche Jahre aufbewahrt werden kann. Der Hopfen wächst auch in Auen und Wäldern wild. Er windet sich an den Dorngesträuchen auf, und bildet oft finstere Lauben. Der Hopfen wird gedörret, und dann verbraucht oder verschickt.

Einige brühen den Hopfen nur wie Thee an, und gießen den Extract zum Bier. Dadurch wird er ſtark und geiſtig.

Andere bringen das Bier aus der Braupfanne wieder in den großen Bottich, und laſſen es einige Zeit ruhig ſtehen. Darauf zapfen ſie ein Schoßfaß davon ab, und kochen es mit Hopfen in der Pfanne. Dieſes wiederhohlen ſie ſo lange, bis die Pfanne voll iſt. Hat es genug gekocht, ſo wird es in dem Maiſch-Bottich, der gut gereiniget worden iſt, und jetzt Bier-Bottich heißt, übertragen.

So bald der Bier-Bottich voll iſt, ſo wird das Bier in kleinere Bottiche vertheilet, damit es ſich ſchnell abkühle. Iſt es kühl genug, ſo wird es in den Stellbottich, oder Gährbottich gebracht, und Hefen oder Gärme dazu gegeben, damit es gähre, und dadurch ſtark und geiſtig werde.

Iſt das Bier noch zu warm; ſo wird die Gährung zu heftig, und das Bier wird leicht ſauer; iſt es aber zu ſehr abgekühlt, ſo gährt es zu langſam und zu ſchwach, wodurch das Bier trübe und blähend wird. Der Hefen wird durch die Gährung in die Höhe getrieben und dann abgeſchöpft.

Wenn kein Schaum mehr aufſteigt, und keine Bewegung mehr im Biere zu merken iſt, ſo wird es in Fäßer gefüllt; das Faß darf aber nicht ganz voll gemacht, und der Spunt

muß offen gelassen werden, damit es Raum zur Gährung habe, und den noch übrigen Hefen ausstoßen kann. Wenn es so einige Tage gelegen hat, keinen Hefen mehr ausstoßt und klar ist, so kann es getrunken werden.

Ein gutes Bier muß hell seyn, nicht blähen, schnell wieder aus dem Körper weggehen, wenig Säure und keinen allzubittern Geschmack haben. Das Bier, welches in Krüge und Bouteillen gezogen wird, ist gewöhnlich stärker, weil dadurch die Gährung gehemmt wird. Aber eben deßwegen blähet es, weil es viel Luft und flüchtige Theile noch mit sich führt, die bey dem gut gegorenen Biere durch die Gährung abgesondert worden sind.

Das Bier, wenn es auch nicht jeden Menschen dienlich ist, kann doch, wenn es gut gebrauet ist, als ein gesundes und nahrhaftes Getränk anempfohlen werden. Für den stark arbeitenden gemeinen Mann ist kein Getränk nährender und kräftiger als gutes Bier.

Der gebeſſerte Räuber.

„Gib Geld her, oder du biſt des Todes!“ ſchrie zitternd ein junger, rüſtiger Menſch, der am ſpäten Abend beym Mondenſcheine aus einem Gebüſche im Walde auf Herrn Kraftmann hervorſtürzte, und ihn beym Arme ergriff. „Halt Kerl! oder ich ſchieße dir die Piſtole vor'n Kopf,“ erwiederte Herr Kraftmann, der Stärke, Muth und Geiſtesgegenwart hatte, er faßte ihn bey der Bruſt, und ſchleuderte ihn zu Boden „Gnade und „Barmherzigkeit! ſchrie dieſer jammernd,“ ich bin kein Räuber, nur die äußerſte Noth und Verzweiflung hat mich zu dieſem Schritte verleitet. „Nun wer biſt du Elender?“ fragte Herr Kraftmann mit donnernder Stimme.—„Ein unglücklicher dienſtloſer Bedienter — zu betteln ſchäme ich mich —, zwey Tage habe ich nichts gegeſſen, Gnade und Verzeihung, gnädiger Herr!“

Herr Kraftmann, der ſich nun wieder von der erſten Hitze erhohlt hatte, wünſchte, daß die

ses Geständniß wahr wäre. Er faßte den jungen Menschen beym Arme, befahl ihm mit durch den Wald zu gehen, redete mit ihm ernst, aber doch gütig, erkundigte sich genau um seine Lebensumstände und um seinen vorigen Lebenswandel, und schloß aus den offenherzigen reuevollen Antworten, daß der junge Mensch nicht ganz verdorben sey, und noch Hoffnung gebe, daß man ihn vollends bessern könne. Um ihn auf die Probe zu stellen, gab er ihm am Ende des Waldes nahe bey den Städtchen, in welchem Herrn Kraftmann wohnte, einem Gulden Geldes, daß er sich zu essen und zu trinken kaufen und eine Nachtherberge sich besorgen könnte. Er versprach über das Geschehene ein strenges Stillschweigen, befahl ihm am folgenden Tage um zehn Uhr bey ihm zu erscheinen, und nichts wegen des Vergangenen zu fürchten.

Herr Kraftmann, der das edelste Herz von der Welt hatte, dachte bis in die späteste Nacht über diesen Vorfall nach. Bald hoffte er, bald befürchtete er für den jungen Menschen. Er beschloß sein Möglichstes zu thun, um ihn vom Verderben zu retten, wenn er käme. Die zehnte Stunde rückte heran, und in derselben fand sich der junge Mensch ein. Schamroth und mit tiefgebeugtem Haupte trat er Herrn Kraftmann unter die Augen. Dieser nahm ihn allein in

sein Zimmer. Hier stürzte der junge Mensch zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie, und both mit vielen Thränen um Vergebung und versprach Besserung. Herr Kraftmann hob ihn auf: Junger Mensch, sagte er mit ernster Stimme, „er hat einen bösen Streich ausführen wollen, der ihm hätte können theuer zu stehen kommen. Noth und Hunger entschuldiget nicht, einen Raub zu begehen. Ich hatte ihn gestern, wie jetzt in meiner Gewalt, und könnte ihn zur verdienten Strafe ziehen. Aber ich halte mein Wort, ich verzeihe ihm. Seine Reue gefällt mir, wenn sie nur aufrichtig ist. Bessere er sich, wie er verspricht, und halte er auch sein Wort, wie ich das meinige halten werde, so lange er seinem Versprechen treu bleiben wird. Von jetzt an ist er bey mir als Bedienter aufgenommen; verrichte er seine Dienste genau; halte er seine Hände strenge von dem zurück, was einem andern gehört; sey er redlich und emsig, so wird er an mir einen guten und freygebigen Dienstherren haben.

Peter, so hieß der junge Mensch, wußte sich vor Freude nicht zu fassen. Der Ton und die Miene des edlen Mannes verriethen eine gute Absicht; er ergriff seine Hand, benetzte sie mit Thränen: Vater und Retter! rief er aus und das Wort erstarb in seiner gerührten Brust.

Nun gab Herr Kraftmann auf jeden Schritt, den Peter machte, genau Acht; die mindeste zweydeutige Handlung, die Verdacht erregen konnte, untersuchte er, ohne daß es Peter merkte, mit aller Sorgfalt; er zog von dessen vorigen Dienstherren genaue Nachrichten über sein ehemahliges Verhalten ein, und erfuhr keine üble Nachrede. Peter trachtete mit vollem Eifer, die Liebe und Achtung seiner Herrschaft durch genaue Erfüllung seiner Pflichten zu verdienen, und es verflossen drey Jahre, ohne daß jemand das Geringste wider ihn vorbringen konnte.

Es war an einem schönen Sommerabende, als Herr Kraftmann ganz allein auf seiner Schreibstube war. Peter machte sich darin etwas zu schaffen. Mit Thränen in den Augen trat er vor den edlen Mann hin, faßte seine Hand, drückte sie an seine Lippen, und sprach tief gerührt: „Gnädiger Herr; heute sind es volle drey Jahre, daß ich den bösen Streich im Walde verübte. Habe ich das Andenken an die böse That durch ein dreyjähriges gebessertes Betragen noch nicht ganz aus Ihrem Gedächtnisse vertilgen können, so verzeihen Sie mir. Mein künftiges Betragen soll Ihnen gewiß beweisen, daß ich ganz gebessert bin.“ Braver Peter, erwiederte der edle Mann, ich kenne kein größeres Vergnügen, als ihn gebessert zu sehen, und ich glaube nun, daß er es

ist. Fahre er so fort, und ich werde nie aufhören, sein Freund zu seyn.

Peter versprach immerwährende Treue, Dankbarkeit und Anhänglichkeit an Herrn Kraftmann und dessen Familie, und er hielt auch Wort. Nicht leicht wird man einen Dienstbothen finden, der seiner Herrschaft treuer, redlicher und fleißiger gedient hätte. Er nahm an den Leiden und Freuden derselben den wärmsten Antheil, und fühlte sie so, als wenn sie ihn selbst beträfen. Herr Kraftmann starb nach vielen Jahren. Peter leistete seiner Frau und seinen Kindern eben die eifrigen Dienste wie seinem Retter. Er wurde in diesem Hause grau, und als ein redlicher Dienstbothe allgemein geachtet und geliebet. Die ganze Geschichte wäre unbekannt geblieben, hätte sie Peter nicht als Greis Kraftmanns erwachsenen Söhnen mit vieler Rührung erzählt, und dabey dankbar die Asche seines Retters gesegnet.

Die Buschmänner.

Am Cap in Süd-Afrika lebt eine Gattung Menschen, die man eben so leicht für Affen halten könnte. Man nennt sie Buschmänner. Sie leben auf der untersten Stufe der menschlichen Bildung, und alle Versuche, sie der übrigen menschlichen Gesellschaft näher zu bringen, waren bis jetzt fruchtlos. Die Buschmänner sind klein, und von Hunger wie ausgedörrt. Die Männer sind kaum vier Schuh hoch, die Weiber in der Regel noch kleiner: beyde häßlich, grundhäßlich, daß man sie ohne Ekel und Abscheu nicht ansehen kann. Ihre Gesichtsfarbe ist lichter als der andern Landeseingebornen, der Hottentotten und Beetjuanen; nur kann man wegen des Schmutzes, der ihren ganzen Körper beständig bedeckt, selten die Farbe ihrer Haut erkennen. Ihr Auge ist lebhaft, rollt sich aber in wilden Blicken herum, und alle ihre Gebärden sind leidenschaftlich.

Sie haben gar kein Eigenthum, gar keinen Begriff von Mein und Dein. Treibt sie der Hunger, so suchen sie irgend wo etwas zu erhaschen; für den künftigen Morgen zu sorgen, fällt ihnen nie bey. Haben sie etwas zu essen, so verschlucken sie es mit thierischer Begierde, und haben sie nichts, so hungern sie mit beyspielloser Entsagung zwey, drey, vier Tage lang. Ihr einziger Hauptnahrungszweig ist die Jagd. Sie schießen mit Pfeilen, welche sie in das Gift getödteter Schlangen getaucht haben. Ist das Thier erlegt, so schneiden sie die Wunde, in welche das Gift gedrungen, aus, und verzehren die Beute bis auf den letzten Knochen. Von Aufbewahren auf eine andere Mahlzeit ist bey ihnen keine Rede.

Seekühe und Elephanten fangen sie in großen Gruben, wo sie das Thier, dessen Haut ihre Pfeile nicht durchdringen, eines qualvollen Todes langsam sterben lassen, und es dann mit größtem Appetit verzehren. Die Straußen-Nester suchen sie der Eyer wegen fleißig auf; Schlangen, Heuschrecken und Ameisen nebst den Eyern der letztern sind ihnen die süßesten Leckerbissen. Den Schlangen, mit dessen Gifte sie ihre Pfeile bestreichen, beißen sie den Kopf ab, und behaupten, daß nachher der Genuß dieses Leckerbissen ihnen ganz unschädlich sey.

Bleiben ihnen alle diese schmackhaften Bissen aus, so nähren sie sich von mehrerley Arten von wilden Liliengewächsen, von denen sie die Zwiebeln am liebsten essen; reichen auch diese nicht hin, um ihr elendes Leben zu fristen, so wird ein Paar Tage gehungert, oder sie gehen auf Raub aus, was nach ihren Begriffen gar nichts Widerrechtliches ist. Sie sehen das Eigenthum anderer völlig für ein Gemeingut an, welches jedem, und also auch ihnen gehört. Da aber ihre Nachbarn, die Europäischen Colonisten (Ansiedler aus Europa), und die eingebornen Hottentotten und Beetjuanen ihr Eigenthum gegen jeden Raub beschützen, so glauben die Buschmänner, daß sie dadurch beeinträchtiget werden, und suchen das, was man ihnen nach ihren Begriffen freywillig geben sollte, durch List an sich zu reißen. Dadurch wird diese rohe Menschen-Classe den Bewohnern dieser Gegend lästiger, als eine gewöhnliche Landplage; denn diese währt nur kurze Zeit, diese Strauchdiebe sind aber immer bey der Hand.

Die vormahlige Holländische Regierung am Cap faßte den edlen Entschluß, diese Buschmänner nach und nach der menschlichen Gesellschaft mehr zu nähern, und sie allmählich in vernünftige, arbeitsame Menschen umzubilden. Sie befahl den Colonisten, sie zu schonen, und als Menschen zu behandeln. Es war daher scharf untersagt, auf

keinen derselben, wenn er auch auf einem Raube betroffen würde, zu schießen, sondern es ward jedem empfohlen, sich mit ihnen durch eine freywillige Gabe in Güte abzufinden. Man hegte zugleich Hoffnung, stufenweise die Buschmänner an den Umgang mit den gebildeten Colonisten zu gewöhnen und dieses heidnische Volk zum Christenthume zu bekehren. Allein alle Versuche mißlangen; Güte fruchtete nichts. Nur Strenge ist im Stande, dieses raubgierige Volk im Zaume zu halten, und die Engländer, die sich im Jänner 1806 in den Besitz des Caps setzten, haben ernste Maßregeln zur Sicherung des Eigenthums ihrer Colonisten gegen die hinterlistigen Angriffe der Buschmänner ergreifen müssen.

Diese Angriffe geschehen von den Buschmännern nie im offenen Felde, sondern immer heimlich und mit der ausgesuchtesten Schlauheit. Sie sehen, was keinem Europäer möglich ist, anderthalb Meilen weit, mit der bestimmtesten Genauigkeit. Gegenstände, die wir mit dem vollkommsten Fernglase noch nicht wahrnehmen, sieht der Buschmann mit bloßem Auge so genau, daß er sie ganz bestimmt zu unterscheiden weiß. Sein Pfeil trifft immer auf den Punct, wo er Menschen und Thieren tödtlich ist. Spannt er die Sehne seines furchtbaren Bogens, so ist der Gegenstand, auf den er lauert ohne Rettung verlo-

ren, denn er schießt seinen vergifteten Pfeil nicht eher ab, als bis er das, was er schießen will, gewiß auf dem Korne hat, darum fehlt er nie.

Der Mensch oder das Thier, auf welche der Buschmann den Todespfeil zückt, nehmen ihn gar nicht wahr, denn er schießt nur bey der Nacht, oder hinter einem Strauche versteckt, oder auf die Erde platt hingelegt, wo er sich in eine Furche oder Vertiefung drückt: hier kann man ihn wegen seiner schmutzigen Körperfarbe vom Erdboden gar nicht unterscheiden. Wird er verfolgt, so ist kein Europäer im Stande, ihn einzuhohlen. Er läuft so geschwind als ein Pferd im Galopp, und schwimmt wie ein Aal durch die reißendsten Ströme, die sich seiner Flucht entgegen stellen.

Der Buschmann trinkt wie ein Thier: er legt sich platt auf den Bauch an das Ufer, und bringt das Maul zum Wasser. Die Kaffern und Hottentotten, (wilde Eingeborne des Caps) hingegen hucken sich neben den Strom, und werfen das Wasser mit den beyden Vorderfingern ins Maul. Aus hohler Hand trinkt kein Süd-Afrikanischer Wilder.

Die Buschmänner leben ohne Heimath; sie sind nirgends zu Hause und haben weder Hütte noch Höhle, vielweniger ein Haus. Sie schweifen beständig herum, und des Nachts liegen sie wie die Thiere in ihrem Lager oder Neste. Ein solches Lager, welches sie sich aus einem Strauche, der

ein sehr weiches Laub hat, (Tarchonantus) berei-ten, hat völlig die Gestalt und das Ansehen ei-nes Vogelnestes; die Zweige des Strauches sind in der Runde aus einander gebogen, und im Grun-de liegt Heu, Laub und Wolle. In Ermanglung eines solchen Strauches scharren sie Löcher in den Sand, von höchstens sechs Schuh im Durchmesser, und darin ligt der Buschmann mit seinen Kin-dern und Weibern. Sie kugeln sich in diesem engen Raume zusammen, ziehen Beine, Köpfe und Hände eng an einander, und decken sich mit dem Felle ei-nes Jakals oder Schafes zu, daß man in so einem Neste gar keinen Menschen vermuthen sollte.

Wer das erste Mahl einen Buschmann zu Gesicht bekommt, hält ihn gewiß eher für einen Affen als einen Menschen. Des Haares Farbe ist wegen des Schmutzes nicht zu bestimmen, sein Bart ist spitzig. Stirn, Nase und Kinn sind mit ei-nem schwarzen Schmutze überzogen, nur um die Augen hat er einen weißen Ring von den Thrä-nen, die ihm der Rauch seines Tabaks und Feu-ers entlockt. Das lebhafte rasche Rollen und Dre-hen der Augen und die unaufhörliche Beweglichkeit seiner Augenbraunen lassen kaum einen Zweifel übrig, daß man einen Affen vor sich habe. Eine affenmäßige Begierde, ein schelmisches und miß-trauisches Lauern, eine furchtsame Scheu und boß-

hafte Tücke wechseln immer in seinem häßlichen Gesichte. Dagegen ist kein Zug von Gefühl, von menschlichem Gemüthe in denselben bemerkbar.

Gibt man ihm zu essen, so streckt er ängstlich und doch verlangend den Arm darnach weit aus; hat er es ergriffen, so verschlingt er es mit dem Heißhunger eines Raubthieres hinunter, und blinzelt dabey immer umher, ob nicht jemand komme, und es ihm wieder nehme. Er gönnt sich kaum Zeit, gehörig zu kauen, sondern verschluckt so große Bissen, daß man sie die magere Kehle hinunter gleiten sehen kann.

Seine höchste Glückseligkeit ist das Tobakrauchen. Er schlurft zu diesem Behufe das Mark aus dem ersten besten Knochen, stopft ihn dann mit Tabak ganz voll, steckt den Knochen, so weit er kann ins Maul, zündet an dem außen stehenden Ende den Tabak an, und schluckt nur den Dampf in vollen Zügen hinunter. Mit jedem Zuge kneift er die Augen ganz zusammen, um damit anzuzeigen, daß es für ihn nichts Angenehmeres mehr auf den Erdboden gebe.

So häßlich die Männer sind, so scheußlich kann man auch die Weiber nennen. Sie zeichnen sich durch ganz kleine Augen aus, aus welchen eine gewisse Verschlagenheit hervorleuchtet. Die Mütter tragen ihre Kinder auf dem Rücken, und reichen ihnen unter der Achsel weg die Brust. Die

Kinder sind in dem Grade unförmlich dick, als die Ältern äußerst mager sind: aber noch als Säuglinge kriechen sie schon allein im Sande herum. Noch kein Jahr alt, gehen sie schon keck auf den Beinen. Etwas älter gehen sie schon auf Nahrung aus, graben sich Wurzeln und Zwiebel aus, und verschlingen sie mit eben dem Heißhunger wie die Ältern. Sie wachsen ohne alle Aufsicht wie das liebe Vieh heran, thun das, was sie Vater und Mutter thun sehen; essen, trinken, stehlen und schießen, was ihnen vorkommt, mit giftigen Pfeilen todt, und sterben am Ende aller Ende in ihrem Strauchneste wie ihre Vorältern.

Welcher großer Abstand zwischen dem wilden Buschmann und den gesitteten Europäer! Danken wir es der göttlichen Vorsicht, daß sie uns von gesitteten Ältern hat abstammen lassen; benützen wir aber das Beyspiel und den Unterricht unserer Ältern und Lehrer, daß wir gesitteter werden!

Die Perlen.

Die Perle wurde von jeher sehr hoch, oft höher als der Diamant geschätzt. Sie verdankt ihre Schönheit nur der Natur, da der Diamant hingegen sein Feuer und seinen Glanz durch die Kunst des Schleifers erhält.

Die mildere Weiße der Perle, ihr bescheidener Glanz, der sich nur dem näheren Auge zeigt, macht sie zum passenden Sinnbilde der Unschuld und Reinheit des Herzens, und man ertheilt dem anspruchslosen, bescheidenen Jüngling kein schöneres Lob, als wenn man ihn die Perle unter seines Gleichen nennt.

Wie der Diamant seinen Glanz erst durch die Hand des Schleifers erhält, so verliert die Perle so gar von ihrer natürlichen Schönheit durch das, was die Kunst mit ihr vornimmt, um sie auf eine Schnur zu reihen. Da die Kunst, Diamanten zu schleifen, den Alten unbekannt war,

so war es natürlich, daß sie die Perle dem Diamant vorzogen. Plinius sagt in seiner Naturgeschichte: „Das Höchste aller Dinge an Werth ist die Perle.“ und selbst den wildesten Völkern dient sie zu ihrem vorzüglichsten Schmuck. Wie sehr die Perlen zu Mosis und Salomons Zeiten (vor 3300 und 2800 Jahren) geschätzt wurden, davon finden wir viele Beweise in dem ältesten der Bücher. „Die Weisheit ist höher zu achten, sie ist edler als Perlen!“ — „Ein tugendsames Weib ist edler als die köstlichsten Perlen,“ heißt es im Buche Hiob und in den Sprüchen Salomons. Im neuen Testamente wird so gar das Himmelreich mit der Perle verglichen, und in der Offenbarung Johannis sind die Mauern des himmlischen Jerusalems nur von Edelsteinen, die Thore aber von Perlen.

Sonderbar ist es, daß die Perle ihren Nahmen in allen europäischen Sprachen von den alten Deutschen hat. Selbst der Lateinische und Griechische Nahme Margarite ist nach Plinius Zeugnisse fremden Ursprunges, und kommt von dem Angelsächsischen Worte Meregrot, Meergries (Meergries, Meersteinchen,) her; und das Wort Perle oder Berle ist nichts anders als das Deutsche: kleine Beere, von ihrer runden Form.

Wie entstehen die Perlen?

Die Natur und der Ursprung der Perlen sind jetzt vollkommen bekannt. Die Materie, woraus sie bestehen, ist ganz einerley mit der, woraus die Schale der Muscheln, in welchen man sie findet, besteht, nähmlich eine Kalkerde mit etwas wenigem thierischen Leim oder Schleim von dem Schalthiere, welches die Muschel bewohnt. Die Perlen lösen sich daher in Säuren auf, wogegen sie aber, so lange sie nicht beschädiget oder zerbrochen sind, durch der glänzenden opalfärbigen Schmelz, mit dem sie überzogen sind, geschützt werden.

Alle zweyschaligen Muscheln, deren Inneres perlenmutterartig ist, erzeugen Perlen auf eben die Art, wie das Thier die Schale um sich herum bildet. Vorzüglich aber entsteht sie in der so genannten Perlenmuschel, deren Schale flach, kreisrund, voll Furchen, auswendig grau ist, und inwendig Perlenfarbe und Glanz hat. Man findet sie von der Größe von sechs Zoll im Durchmesser und ein bis zwey Zoll Dicke.

Die Thiere, welche diese Muschel bewohnen, enthalten einen Saft, welcher, wenn sie ihn von sich gegeben haben, sich versteinert, oder verkalkt. Sie sondern ihn vermittelst ihrer Drüsen ab, und bilden aus demselben um sich herum die Schalen,

ihr Haus, welches die Natur zu ihrer Sicherheit bestimmte; so wie die Raupe aus ihrem Saft ihr Grab spinnt, in welchem sie verborgen ligt, bis sie als herrlicher Schmetterling aus demselben hervorgeht.

Das Schalthier bildet die Schale, indem sie diesen Saft in unzähligen äußerst dünnen Lagen paralell um sich herum absondert; die Perle bildet es durch eben solche Lagen, die aber nicht parallel sind, sondern sich in engen Kreisen um einen Mittelpunct herumziehen, so wie man einen Faden um eine kleine Kugel windet, daß daraus ein Knäuel werde. Dieser runde, kalkartige Auswuchs, die Perle, findet sich zuweilen im Thiere selbst, zuweilen getrennt von ihm an der inneren Schale.

Die Veranlassung dieses unnatürlichen Auswuchses ist wahrscheinlich irgend ein fremder Körper, z. B. ein Sandkorn, den das Thier mit einer Nahrung zu sich genommen hat, und den es nun, um ihm seine Rauhigkeit, die ihm wehe thut, zu benehmen, mit jenem schleimigen Safte überzieht. So bald dieser Saft verhärtet ist, so drückt er vom Neuen wieder auf das Thier, und ist ihm lästig, wodurch es abermahls veranlaßt wird, ihn mit seinem schleimigen Safte zu überziehen, welches es so fort macht, so oft der frem-

de Körper auf ihn wirkt, daß es ihn immer vom Neuen überzieht.

So wächst durch Anlegung dieses Saftes die Perle unaufhörlich, und besteht, gleich einer Zwiebel, aus unzähligen feinen hohlen Lagen, die fest über einander liegen, und abwechselnd bald ein sehr schönes Wasser haben, bald unrein sind. Diese Entstehungsart wird dadurch außer Zweifel, daß man wirklich oft, wenn man die Perlen aufschneidet, in ihrer Mitte den fremden Körper findet, um den das Thier die Lagen, wie um einen Kern angelegt hat.

Die Perlen werden durch den Stich eines Wurmes veranlaßt.

Eine andere Veranlassung der Perlen ist folgende: So wie in der Natur alles auf Kosten seiner Nebengeschöpfe lebt und zehrt, so gibt es auch im Grunde des Meeres oder in den Ritzen der Felsen Würmer, welche die Muschelschalen durchbohren, um sich vom Fleische des Schalthieres zu nähren. Das Schalthier verwahrt sich von seiner Seite gegen diesen Angriff; indem es jedes Loch mit einer Perle vermauert, die es aus dem steinartigen Safte bildet, mit welchem es die Natur zu seiner Erhaltung begabt hat.

Der berühmte Naturforscher Linné gerieth durch diesen Umstand auf eine Erfindung, die schon lange vorher gemacht war, und aus der die Schwedische Regierung lange ein Geheimniß machte, um die Vortheile derselben allein zu genießen. Linné versuchte, die Muscheln anzubohren, um das Thier dadurch zu veranlassen, mehrere Perlen in der Schale zu bilden. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß das Thier über jedes Loch eine Perle ansetzte; da aber diese Perlen an der Schale festsitzen, so sind sie nicht rund, und haben daher im Handel keinen hinlänglichen Werth, um die darauf verwendete Mühe zu belohnen.

Oft findet man auch schöne runde Perlen lose in der Schale liegen; diese sind wahrscheinlich solche, die sich im Thiere selbst bildeten, und von demselben, weil sie durch ihre Größe beschwerlich waren, wie die Excremente ausgeworfen wurden.

Was man Perlenmutter nennt, ist die innere Schale der Muschel, welche die Farbe und den Glanz der Perlen hat.

Schönheit und Werth der Perlen.

Die Schönheit der Perlen besteht in der Größe, der vollkommen runden Form, der natürlichen feinen Politur, der silberweißen Farbe,

und einem Glanze, der ihnen das Ansehen der Durchsichtigkeit gibt. Solche vollkommene Perlen erzeugen sich nur im Thiere selbst; und gegen eine solche finden sich vielleicht tausend, die gleich Warzen an der inneren Schale hängen, und wegen ihrer unregelmäßigen Form keinen Werth haben. Diese ungestalteten Perlen wachsen oft in solcher Größe und Menge an, daß das Thier seine Schalen nicht mehr schließen kann, und daher ein Opfer seines eigenen Kunstfleißes wird.

Die Farbe der Perlen hängt nothwendig von dem Safte ab, aus dem sie gebildet sind: daher sind sie nach der Natur der verschiedenen Muscheln, vielleicht auch nach ihrem gesunden oder kranken Zustande, silberweiß, bräunlich, grünlich, gelb, roth, rauchfarbig, und so gar schwarz; die letzteren, obgleich weniger schön, werden ihrer Seltenheit wegen, gleich den Negern, theuer bezahlt. Die schwärzlichen ohne Glanz werden nicht geschätzt; doch findet man oft unter der ersten schwarzen Schale eine Perle vom schönsten Wasser. Die Einwohner von Hindostan schätzen die goldgelben am meisten.

Die großen und schönen Perlen heißen Zahlperlen (die Römer nannten sie unio); sie werden einzeln gewogen, und nach dem doppelten oder Quadrat-Verhältnissen des Gewichtes bezahlt, so daß z. B. eine Perle von zwey oder drey

Quentchen vier oder neun Mahl mehr kostete, als von einem Quentchen.

Die kleinen oder Lothperlen werden mit einander Loth- oder Pfundweise verkauft. Die größte in der Geschichte bekannte Perle ward von der Cleopatra, der Königinn Ägyptens bey einem Gastmahle, welches sie dem Römischen Triumvir Antonius gab, in Essig aufgelöset und auf dessen Gesundheit getrunken: Plinius schätzt sie auf eine Summe, die fast eine halbe Billion Ducaten ausmacht. Ein Neger hatte bey Panama eine Perle gefunden, der man den Nahmen La Peregrina beygelegt hat. Sie wurde Philipp II., König von Spanien, überreicht. Sie war oval, von der Größe eines Taubeneyes, und ward zu 80,000 Ducaten geschätzt. Taveruier sah im Jahr 1633 eine Perle, die der König von Persien für 200,000 Ducaten gekauft hatte. Der Pabst Leo X. hat auch eine so große Summe für eine Perle bezahlt. In der k. k. Schatzkammer in Wien befindet sich eine Perle von der Größe einer Muscaten-Nuß, welche auf 30,000 Ducaten geschätzt wird. Eine Schnur Perlen, welche sich eben dort befindet, wird 50,000 Ducaten werth gehalten. Die Hausperlen der Kaiserinn von Österreich sind von solcher Größe, daß 25 Stücke eine ganze Schnur ausfüllen, und haben einen Werth von 24,000

Ducaten. Überhaupt hat der hohe Adel des Österreichischen Kaiserstaates ungemeine Schätze an großen und seltenen Perlen, welche als Familien-Schmuck sorgfältig erhalten werden, so daß man außer England nicht leicht einen Schmuck von so hohem Werthe bey den Großen des Reichs antrifft.

Ehemahls hatte man den Perlen große Heilkräfte zugetrauet und man machte Perlen-Essenzen, Perlen-Tincturen, die man zur Stärkung des Gehirns, des Magens, der Leber und als Verwahrungsmittel gegen Schlagfluß, Schwindsucht u. dgl gab. Jetzt weiß man, daß die Perle keine andere medicinische Kraft besitzet, als die sie mit der Kreide gemein hat, und man gebraucht daher um die kostbare Perle zu ersparen, in den Apotheken immer Kreide zu diesem Zwecke.

Künſtliche Perlen.

Um den Perlenſchmuck zu vervielfältigen, hat man geſucht, durch Nachhelfen oder Nachahmung der Natur künſtliche Perlen hervorzubringen. Dieſe kann man in echte und unechte Perlen eintheilen, nähmlich ſolche, die von den Muſcheln ſelbſt, wiewohl mit menſchlicher Hülfe erzogen werden, und ſolche, die ohne Zuthun der Muſcheln aus fremden Körpern zuſammen geſetzt werden.

Zur erſteren Art gehört das oben beſchriebene künſtliche Anbohren der Muſcheln nach Linnés Methode, die ſchon vor 1800 Jahre im rothen Meere bekannt war, und eine andere, die noch jetzt in China allgemein angewandt wird. Im Anfange des Sommers, wenn die Muſcheln ſich an die Oberfläche des Meers begeben, und ſich

öffnen, werfen die Chineſen eine Schnur kleiner Kügelchen, die aus Perlenmutter verfertiget ſind, in die Schalen. Nach einem Jahre findet man dieſe Kugeln ſehr vergrößert, mit einer wahren Perlenhaut oder einem Schmelz überzogen, ſo daß ſie den wahren Perlen vollkommen ähnlich ſind.

Die vollkommſte Methode, unechte (falſche) Perlen zu verfertigen, iſt von Jacquin in Paris gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erfunden worden. Sie beſteht im Folgenden: Eine gemeine Art kleiner Weißfiſche wird im Waſſer abgeſchuppt, worauf ſich ein feines ſilberfarbiges Pulver vom ſchönſten Perlenglanz zu Boden ſetzt. Dann werden aus dünnen Röhren, die aus einen opalfarbigen Glaſe verfertiget ſind, an der Lampe kleine hohle Kügelchen geblaſen. In dieſe wird jenes Schuppenpulver, nachdem es mit aufgelöſeter Hauſenblaſe vermengt iſt, mittelſt einer feinen Glasröhre eingeblaſen, und durch Hin- und Herſchwenken gleichförmig vertheilt, bis es völlig getrocknet iſt, und ſich feſtgeſetzt hat. Hierauf werden die Glas-Kugeln, um ihnen mehr Feſtigkeit zu geben, mit weißen Wachs angefüllt, der Kern durchbohrt, und dieſes Loch mit einer papiernen Röhre ausgefüllt, damit die durchgezogene Schnur nicht anklebe.

Zu einem Pfunde dieſes Pulvers werden 20,000 Fiſche verbraucht. Vor vierzig Jahren gab es unweit Chalons in Frankreich eine Fabrik, die täglich 10,000 ſolcher Perlen lieferte.

Perlen-Fabrication in Österreich.

Auch in Wien werden falsche Perlen gemacht. Die Fabrication der unechten Perlen hat hierlandes seit einigen Jahren eine Ausdehnung erhalten, die sie wohl schwerlich außer Frankreich und Italien in irgend einem Lande erreicht haben dürfte. Dermahlen zählt man hier in Wien einen landesbefugten und sieben befugte Perlen-Fabricanten, welche nicht nur im Inlande viele Geschäfte machen, sondern auch ihre Fabricate häufig nach der Türkey, Rußland, Preußen, ins ganze Deutsche Reich, ja selbst nach den Niederlanden und nach Holland versenden.

Die ersten, welche in Wien Perl-Fabriken errichten, waren drey Franzosen, Notier, Waren und Boullan, die im Jahre 1787 hierher kamen. Sie erhielten bald nach ihrer Ankunft durch die liberale Sorgfalt der Österreichischen Staatsverwaltung bedeutende Unterstützun-

gen. In dieſem Zeitpuncte, unter der Regierung des für das Emporkommen der Landes-Induſtrie weislich beſorgten Kaiſer Joſephs II. entſtanden ſehr viele Fabriken in Wien und in den übrigen Ländern des Kaiſerſtaates; und die Unternehmer derſelben erhielten allen Vorſchub und alle Unterſtützung von der Staatsverwaltung.

Bereitung des Glaſes zu den Perlen.

Die hieſigen Perlen-Fabricanten haben ſich Anfangs bloß des Venetianiſchen Glaſes zu den Perlen bedient, welches in runden flachen Laiben hierher gebracht, und dann erſt zu Röhren gezogen wurde. Jetzt und ſeit einigen Jahren ſchon verwenden ſie größten Theils Böhmiſches Glas, welches ſie, ſchon in dünne Röhren geformt, von den Glashütten beziehen. Zu der kleineren Gattung Perlen werden dieſe Röhren von den Perlen-Fabricanten ſelbſt an dem Lampenfeuer dünner gezogen. Bey Anwendung des Böhmiſchen Glaſes finden indeſſen die Arbeiter, daß es viel ſchwerflüßiger und ſelten ſo weiß iſt, als das Venetianiſche Glas.

Arbeit des Perlenblaſers.

Der Perlenblaſer hat bey ſeiner Arbeit zwey gläſerne Röhren in der Hand, deren Enden er

am Lampenfeuer, welches mittelst eines Tretbalges verstärkt wird, erweicht, und durch Hineinblasen zu Perlen formt. Das Ausbrechen der Öffnungen bey den feinen Sorten geschieht wechselweise mit den Röhren selbst, deren eine immer zu diesem Ende an die bereits geformte Perle angeschmolzen wird. Um die geblasene Perle von der Röhre zu trennen, bedient man sich eines eigenen Messers, welches la lima (die Feile) genannt wird, obschon es nichts Feilenartiges an sich hat, sondern vielmehr dem Abzieheisen, dessen sich die Tischler bedienen, beynahe vollkommen gleicht. Der innere Überzug der Glasperlen, nähmlich die aus den Weißfisch-Schuppen bereitete schillernde Materie, so wie das Wachs werden mittelst einer gekrümmten Röhre in die Perlen eingeblasen, und die gleichmäßige Vertheilung durch das Rollen auf einem mit Leisten versehenen Brete bewirkt. Es ist beynahe nicht glaublich, wie schnell alle diese Arbeiten vor sich gehen, und es ist nicht ungewöhnlich, daß ein geübter Glasblaser in einem Tage 2000 Perlen bläset.

Verschiedene Gattungen der Glas-Perlen.

Man unterscheidet im Handel dreyerley Gattungen unechter Perlen aus Glas: nähmlich die Glas-, Wachs- und Kunst- oder Composition-Per-

len. Erstere sind gewöhnlich von gefärbtem Glase, und die geblasene Perle erhält bloß an der inneren Fläche eine dünne Lage von einem leichtflüssigen Metalle ohne Schwefel, um hierdurch die Zurückwerfung der Lichtstrahlen; wie bey den Spiegeln zu bewirken, und sie zugleich dauerhafter, und vielleicht auch schwerer zu machen. Diese Sorte, zumahl die rothen und blauen Perlen, fanden ehemahls in dem Oriente starken Absatz. Dermahlen ist aber hiernach wenig Nachfrage, und hier werden sie bloß von Kindern, oder auf dem Theater und bey Maskenbällen getragen.

Unter dem Nahmen Wachsperlen begreift man die, welche aus weißem Glase geblasen werden, inwendig aber einen Überzeug von der oben erwähnten schillernden Materie haben, und einen zweyten von reinem Glase erhalten.

Die dritte Gattung, nähmlich die Künst- oder Compositions-Perlen ist jene, welche den echt Orientalischen Perlen am nächsten kommen, und wirklich ahmt man sie so täuschend nach, daß es selbst einem Kenner ohne sie in die Hand zu nehmen, schwer fallen wird, sie von wahren Perlen zu unterscheiden. Dieser Sorte ist der vorhergehenden vollkommen ähnlich, mit der Ausnahme nur, daß alle Arbeiten mit größerer Sorgfalt geschehen, und das Wachs, welches über der aus Fischschuppen gezogenen Materie zu liegen

kömmt, noch eine besondere Zubereitung erhält, welches bey den Wachsperlen nicht der Fall ist: und eigentlich den schönen Schiller, und somit diesem Fabricate die größte Vollkommenheit gibt.

Die größte Fabrik dieser Art in Wien ist die des Johann Keimel, eines Schülers von Boullan in der Vorstadt Magarethen Nr. 57. Er beschäftigte vor einigen Jahren oft bis 50 Personen mit dieser Arbeit, und sein Geschäft wird bey der jetzigen Freyheit der Meere gleiche Ausdehnung erhalten. Er hält eine Niederlage in der Stadt Nr. 1173 wo man alle Gattungen der oben genannten Perlen zu sehr billigen Preisen erhält. Zwölf Schnuren der feinsten Composition-Perlen, jede Schnur zu 80 bis 100 Stück werden zu 6 bis 8 Gulden verkauft. Von einer geringeren Gattung und Farbe ist das Dutzend Schnüre zu 4 ½ Guld. bis 6 Gulden zu haben.

Die Perlenfischerey.

Echte Perlen findet man allerwärts wo es zweyschalige Muscheln gibt, selbst in Landseen und Bächen, also auch in Europa. In Böhmen in dem Flusse Matawa und in der Moldau, auch in Siebenbürgen, selbst in dem Kampf-Flusse in Österreich im V. O. M. B. gewinnt man Perlen von vorzüglicher Schönheit.

Die wichtigsten Perlenfischereyen sind im Mexicanischen Meerbusen und in Asien im Persischen Meerbusen und in der Meerenge, welche die Insel Ceylon von Hindostan trennt. Die persischen Perlen von Ormus sind vielleicht die schönsten aber die von Ceylon sind größer. Die Perlenfischerey in Ceylon bey dem Dorfe Manaar ist die beträchlichste in der ganzen Welt. Sie ist ein Eigenthum der Regierung, welche sie verpachtet, und den Pächtern die Anzahl der Böthe bestimmt, mit denen sie auf den Perlenfang ausgehen dürfen. Die Fischerey in Ceylon fängt mit Anfang Febru-

ars an, und dauert bis in den Aprill, da die Winde diesem Gewerbe ein Ende machen. Von dieser ausgemessenen Zeit geht ungefähr die Hälfte wegen Stürme, welche sie auszulaufen verhindern, und durch Feyertage verloren, so daß gewöhnlich im ganzen Jahre nur dreyßig Täge dort gefischt wird.

Auch darf man an derselben Bank nicht länger als drey Jahre nach einander fischen; alsdann muß man sie einige Jahre ruhen lassen, bis die Muscheln wieder zu ihrer gehörigen Größe herangewachsen sind. Um zehn Uhr Abends, nachdem durch eine Kanone das Signal gegeben ist, segeln dort die Bothe von der Küste ab, und erreichen gegen Morgen die Muschelbank. Mit Sonnenaufgang fängt die Fischerey an, und wird bis Mittag, da sich der Wind aus der See erhebt, auf folgende Art verrichtet:

Jedes Both führt 21 Menschen, nähmlich 10 Taucher, 10 Ruderer, einen Steuermann. Am Both sind zwey Stricke befestiget, wo einer das Netz, der andere vermittelst eines haarenen Seiles einen etwa 30 Pfund schweren Stein hält. Der Taucher faßt das Netz und das Seil, woran der Stein befestiget ist (um desto schneller zu sinken) mit den Zehen seiner beyden Füße, ergreift mit einer Hand beyde Stricke, hält mit der andern die Nasenlöcher zu, und stürzt sich so in das

Wasser. So bald er den Boden erreicht, läßt er die Stricke los, hängt sich das Netz um den Hals, und füllt es mit so vielen Muscheln an, als in der Zeit möglich ist, die er, ohne Athem zu holen, unter dem Wasser zubringen kann, welches gewöhnlich zwey Minuten ist. Die Täucher sind selten, welche sieben Minuten unter dem Wasser aushalten können. Keiner ist aber im Stande, länger unter dem Wasser zu bleiben. Wenn der Athen ihm ausgeht, so ergreift er den Strick wieder, zieht daran, um seinen Gefährten im Bothe Nachricht zu geben, die ihn so gleich und schnell heraufziehen.

Diese kurze Wasserreise, und die dabey ausgestandene Angst greift den Taucher so an, daß er, so bald er das Both erreicht, eine Menge Wasser, und wohl auch Blut von sich gibt, ohnmächtig niedersinkt, und in einem todtenähnlichen Schlaf verfällt. Dieses hält aber die andern nicht ab, sich auf gleiche Weise in das Meer zu versenken, und gewöhnlich machen fünf zugleich die Reise.

Jeder Taucher bringt etwa 100 Muscheln mit, und kann, wenn er Kräfte dazu hat, die Reise täglich vierzig bis fünfzig Mahl machen, so daß jedes Both täglich bey 40,000 Muscheln einbringt. Die größte Gefahr, der sich der Taucher aussetzt, ist, von einem Hayfische verschlun-

gen zu werden. Dieß ist auch ihre einzige Furcht. Um dieses abzuwenden, sind eigene Bether und Beschwörer am Gestade, welche eigends von der Regierung unterhalten werden, und während der Fischerey unaufhörlich Gebethe und Beschwörungsformeln hersagen, wodurch sie nach ihren Religionsbegriffen meinen, die Gefahr abzuwenden. Doch die Taucher haben eine so große Gewandtheit und Behendigkeit, dem Raubfische auszuweichen, daß selten ein Unglück wiederfährt.

Während der ganzen Zeit der Perlenfischerey ist auf der Küste, welche die übrigen zehn Monathe des Jahrs ganz unbewohnt ist, ein Gewühl und eine Thätigkeit, die eine der sonderbarsten Scenen gibt. Man findet da ein buntes Gemisch mehrerer tausend Menschen von allen Nationen, Farben und Religionen, eine Menge Zelte und Hütten, vor denen Waren und Lebensmittel ausgekramt sind. Da erwartet der Eigenthümer mit seltener Begierde zwischen Furcht und Hoffnung sein Both, und findet er sich in der Erwartung eines ergiebigen Fanges getäuscht, so sind schon Bramanen (heidnische Priester) bereit, ihm durch vielversprechende Weissagungen die glänzendste Hofnung einer reichen Beute bey der nächsten Fahrt vorzuspiegeln. Da treiben Kaufleute, Mäkler, Juweliere, Marketender, heidnische Mönche, (Fakire), Bettler ihr Wesen. Jeder will von der

Perlenfischerey einigen Nutzen ziehen. Einige sondern die Perlen nach ihrer Größe ab, sie haben zu dem Ende kupferne Platten mit Löchern von verschiedener Größe. Alle Perlen, die in das nähmliche Loch passen, werden zusammengelegt; anderer wiegen sie, um sie auf der Stelle zu verkaufen; noch andere bohren sie. Dieses Letztere geschieht nicht bey den birnförmigen Perlen, die mehrentheils als Ohrgehänge gefaßt werden, auch nicht bey den ganz kleinen, die zu Stickereyen gebraucht werden, sondern nur bey denjenigen, die wegen ihrer Größe und runden Form würdig sind, auf Schnüre gereihet zu werden, um zu Hals- oder Armbändern zu dienen. Während des Bohrens werden die Perlen auf einem Tisch in Löcher gedrückt, und zugleich beständig angefeuchtet. Es gehört keine kleine Geschicklichkeit dazu, diese kleine Kugel genau durch ihre Mitte zu bohren.

Ehe die Muscheln geöffnet werden, müssen sie im Schatten liegen, bis das Thier stirbt, welches etwa 24 Stunden erfordert.

Die Perlen werden entweder in verschlossenen Muscheln, wie die Katze im Sack, verkauft, oder der Eigenthümer öffnet die Muscheln selbst, um zu sehen, wie reich sein Fang war. Bettler kaufen oft um etwas Geringes verschlossene Muscheln und es ist schon oft geschehen, daß sie durch so einen Kauf plötzlich reich wurden. Vor einigen Jahren

kaufte ein armer Taglöhner in Ceylon eine Muschel für beyläufig drey Kreuzer unsers Geldes, und fand darin die größte Perle, die in diesem ganzen Jahr gefunden ward.

Selbst die Gruben, in denen die Muscheln geöffnet und ihrer Perlen beraubt werden, verkauft man nachher, weil sich aller Sorgfalt ungeachtet, doch manche Perle im Sande versteckt. Es gibt Muscheln, die an 200 Perlen enthalten; andere enthalten nur eine, oder gar keine. Perlen von der Größe einer Pistolen-Kugel sind in Ceylon nichts Ungewöhnliches.

Der Grünspecht.

Der Grünspecht, ein bey uns sehr bekannter Vogel von der Größe einer Taube ist durch seine Kunstfertigkeit, sich Nahrung zu verschaffen, sehr merkwürdig. Er hat einen geraden an der Spitze keilförmigen Schnabel, kurze Kletterfüße und eine sehr lange, spitzige und vorn mit kleinen Borsten besetzte Zunge. Vermittelst dieser Einrichtung des Körpers und von seinen mit fischbeinartigen Federschäften versehenen Schwanze unterstützt, kann er sehr behende an den Baumstämmen herum klettern, und die unter der Rinde verborgenen Würmer, Wanzen und Ameisen zu seiner Nahrung aufsuchen.

Wie er den Baum hinan klettert, untersucht er durch starke Stöße mit dem Schnabel längst den Ästen und Stämmen hin, ob es etwa angefaulte und hohle Stellen gebe. Nach einigen Hieben mit dem Schnabel sieht er jedes Mahl auf die entgegen gesetzte Seite des Baumes, ob Insecten hervorgekommen sind. Klingt es irgends wo hohl, so ver-

weilt er da, und zerhackt mit dem Schnabel Rinde und Holz. Hierauf steckt er denselben in das gemachte Loch, und pfeift in den hohlen Baum hinein, um die ruhenden Insecten in Bewegung zu setzen. Alsdann streckt er die Zunge aus, und fängt vermittelst der Borsten und der klebrigen Materie, womit sie bedeckt ist, alle kleinen Thiere weg. Ameisen sind seine Lieblingsspeise, wobey man ihn leicht berücken kann. Er nistet in Baumlöchern, und legt drey bis vier Eyer ohne alle Unterlage hinein, die also bloß auf vermodertem Holze liegen.

Inhalt.

	Seite.
Der bestrafte Undank.	8
Brasilien	24
Das Schießpulver	35
Die Spinnen als Wetterpropheten	42
Bleystift	53
Die beyden Reisenden	60
Spanien	67
Der Druck der Luft. Kunststück mit einem Glas Wasser	80
Die Kröten.	90
Siegellack	101
Der Geburtstag	108
Aegypten	113
Etwas vom Schwerpuncte. Kleine Kunststücke	128

Seite.

Der Laubfrosch 134
Papier 138
Die Menschenretter 998
Kosaken 153
Der schwere Truthahn. 160
Seltene Freundschaft einer Gans zu einen Kettenhunde 167
Bier 170
Der gebesserte Räuber 177
Die Perlen 191
Künstliche Perlen 199
Perlen-Fabrication in Oesterreich . . . 202
Perlenfischerey 207
Der Grünspecht 213

Österreichische Nationalbibliothek
+Z161840305